



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF



\$B 316 379

German Fiction

REESE LIBRARY

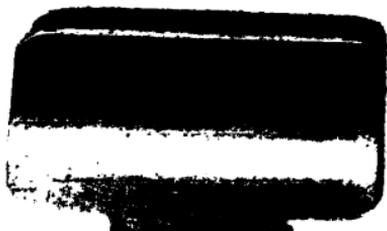
OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received *Nov.*, 1890

Accessions No. *42344* Shelf No. *872*

K15



Per aspera ad astra!

R o m a n

von

G e o r g K a m p f m u t h.

Motto:

Des Geistes Freiheit zu erringen,
Des deutschen Reiches Fortbestehn:
Dafür zu bichten und zu singen,
Lohnt sich's in Kampf und Tod zu gehn.
Hoffmann v. Fallersleben.

Jena,

Hermann Costenoble.

1874.



42344

P T 2621

E 26 P 47

1874

MAIN

Erstes Kapitel.

Es war eine stürmische, wildbewegte Zeit. Es war eine Zeit blutigen Kampfes auf allen Gebieten. So eben war der Kampf entschieden zwischen den beiden mächtigsten Völkern Europas, und er war ausgefallen zum Ruhme der deutschen Nation. Mächtiger als je stand das deutsche Reich inmitten seiner zahlreichen Feinde — denn sie war da, jene glorreiche Zeit, auf die der alte Barbarossa im Kyffhäuser gewartet, auf jene Zeit, wo die alten Raben nicht mehr um den Berg flogen; wo ein neuer Kaiser das neue Reich regierte im alten Glanze, in alter Herrlichkeit.

Aber es gährte auch auf einem anderen Gebiete, auf dem religiösen. Auch hier war ein Kampf ausgebrochen auf Leben und Tod. Wohl hatte man früher geglaubt, die materiellen In-

©. Kampfmuth, Per aspera ad astra.

1

teressen und besonders der nie endende Kampf um das Dasein hätte das religiöse Gefühl in den Massen erstickt, oder mindestens getrübt, so daß eine religiöse Bewegung, wie die des sechzehnten Jahrhunderts, überhaupt unmöglich sei. Aber wie sehr fand man sich getäuscht! Es war in Rom ein Dogma proclamirt, das auf der einen Seite blindesten Beifall fand, anderseits aber auf den entschiedensten Widerspruch stieß.

Es war das Dogma der Unfehlbarkeit.

Heinrich Rüstig, der junge Akademiker, konnte sich, obwohl er von seiner Mutter streng in den Grundsätzen katholischen Glaubens erzogen war, nicht mit dem neuen Dogma vertraut machen. Als der Telegraph die unheilvolle Nachricht in alle Welt sandte, rief er unwillig: „Heißt das nicht die Wahrheit der Lüge, die Möglichkeit des Unmöglichen zum Dogma machen!“

Dazu kam die Inconsequenz jener Bischöfe, ihre Wortbrüchigkeit — er gedachte jenes Kirchenfürsten, der dreimal vor dem pontifex maximus auf den Knien lag und ihn bat, das Dogma aufzugeben — er gedacht Jener, die durch Wort und Schrift gegen die neue Lehre angekämpft hatten, und jetzt, — jetzt lagen sie im Staube

vor jenem Phantom, das sie eben mit allen Mitteln des Wissens bekämpft! Auf der anderen Seite aber fand Küstig Männer, die lieber auf irdisches Glück verzichteten, als einem Glauben anhängen, der ihrer Ueberzeugung widerstrebte. So hatte sich die Kirche in zwei Parteien gespalten, von denen die eine die andere mit allen Mitteln bekämpfte. Heinrich, der sich bemühte, parteilos zu prüfen, fand, daß die dem Dogma widerstehende Partei doch nur edle, wahrhaft wissenschaftliche Mittel gebrauchte, um ihre Gegner zu bekämpfen — der anderen Partei war jedes Mittel gut. Jetzt predigte Jener von den Kanzeln einem blind glaubenden Volke, was er selbst vor Wochen verurtheilt. Andere gab es, die aus materiellen Interessen dem neuen Glauben anhängen. Und noch Andere gab es, Männer von Geist und Wissen, die die Blindheit der Massen benutzten, um durch sie ihre egoistischen Zwecke zu erreichen. In Zeitungen verbreiteten sie Artikel, so recht gemacht, dem Volke Sand in die Augen zu streuen, es blind zu machen; Alles wurde verdreht und für den Gaumen des Volkes zurecht gemacht.

Ueber diese Strömungen der Zeit nachdenkend, saß Heinrich in seinem Zimmer, als Arthur

von Drefeld bei ihm eintrat. Der junge Mann hatte sich bald an Heinrich angeschlossen und Heinrich erwiderte die Zuneigung. Seitdem waren sie täglich Bekannte. So verschieden ihre Naturen — Arthur war ein Phantasiemensch, Heinrich ein kälter angelegter Charakter — auch sein mochten — sie berührten sich in einem Punkte:

Krieg aller Falschheit und Achtung jeder Ueberzeugung.

Arthur hatte ein außerordentlich leichtes Fassungs-Vermögen, was Heinrich abging. Wenn Arthur ein Buch gelesen, wußte er schnell die wichtigsten Punkte herauszuheben und sie, mit Hilfe seiner erstaunlichen Phantasie, mit anderen zu combiniren. Heinrich lauschte häufig mit innigem Vergnügen, wenn er irgend eine extreme philosophische Richtung mit treffendem Wize zertheilte, oder einen armen Poeten zum Galgen verurtheilte. Arthur hingegen fand an Heinrich, was ihm abging, Ausdauer, tiefes Eindringen und stets ruhige Fassung.

„Empörend ist es!“ rief Heinrich, dem eintretenden Freunde ein Zeitungsblatt entgeghaltend. „Auch er, der vor Allen von der Unwahrheit des neuen Dogmas überzeugt war,

auch er hat sein Haupt unter das caubinische Joch des Eyllabus gebeugt; auch er opfert die Ueberzeugung dem Gehorsam, oder, wer weiß, noch etwas Schlimmeren."

„Ich begreife nicht,“ erwiderte Arthur, sich behaglich zurücklehrend und die blauen Wolken seiner Cigarre in die Höhe blasend. „Ich begreife nicht, wie Dich ein solches Ereigniß noch alteriren kann. Denn sieh, mon cher ami, wie könnten wir Einen consequent nennen, wenn nicht Andere inconsequent wären? Hinter allen jenen Leuten, die sich dem neuen Dogma beugen, sitzt die schwarze Sorge. Wenn sich so ein armer Pastor widerspänstig zeigt, sagt ihm der Bischof nur drei Worte: „Glaub' oder hungere!“ Und er glaubt. Wer kann es auch so einem armen Pastor verdenken, wenn er nicht betteln gehen will?“

„Er soll der Wahrheit dienen!“ rief Heinrich unwillig, „und sollte es jedes irdische Gut kosten.“

„Erlaube mir doch eine Frage, mein Bester. Gesezt, Du wärest in diesem Falle, gesezt, das Gebot der Kirche widerstrebte Deiner Ueberzeugung, Du aber hättest eine Mutter zu ernähren, und diese theilte nicht Deine Ueberzeugung, son-

bern drohte Dir mit ihrem Fluche, wenn Du Dich abtrünnig zeigtest — würdest Du trotzdem Deine Ueberzeugung bekennen, verfechten, Deine Mutter schutzlos machen und Dich selbst mit ihrem Fluche beladen?"

Heinrich schwieg betroffen, denn Arthur berührte da eine Eventualität, an die er schon öfter gedacht. Seine Mutter lebte kümmerlich, sich nur auf ihn stützend, nur auf ihn hoffend, als Erleichterer ihres Alters. Und er wußte, daß sie treu am Papste hing und an dem, was man von den Kanzeln lehrte — und ihn trieb es mächtig, sich auch in die Bewegung der Geister zu stürzen und mit begeisterndem Wort Lüge und Heuchelei zu bekämpfen.

„Und doch würde ich es wagen! Nimmer würde ich schweigen, wenn die Wahrheit mit frechstem Wort entheiligt wird. Da schwindet jede Rücksicht, da sind die Grenzen der Liebe und Verwandtschaft.“

Fein lächelnd erwiderte Arthur:

„Ich setze keinen Zweifel in Deine Worte, aber wem ist es je gelungen, sich aller menschlichen Gefühle zu entkleiden, und nur dem Dienste der Idee zu leben? Glaube mir, ein jeder Mensch wird einmal ein Coriolan!“

„Nimmer! Nimmer! Es ist freilich das Schwerste, was ein Mensch kann, aber Einem ist es gelungen, Jesus.“

„Erlaube! Du bist noch ein Anhänger der alten Lehre von der Gottheit Jesu, kannst ihn mithin als Beispiel nicht heranziehen. Doch davon abgesehen, war Jesus ein Schwärmer, ohne Klarheit, er war ein reiner Gefühlsmensch, dem der leitende Gedanke nicht zum Bewußtsein gekommen. Darum ist auch die Grundidee seines Systems: „Liebet einander.“ Betrachte den sogenannten Welterlöser einmal als Menschen und Du wirst meine Worte bestätigt finden. Jesus war der erste Volksfreund und der letzte, denn auch sein Leben war die incarnirte Idee der Liebe. Alle anderen Stifter von Religionen waren mehr oder weniger Egoisten, in jedem steckte ein Stück von einem Arbaces.“

In Heinrich gährte es, die Ideen, die Arthur mit überlegenem Geiste so häufig vor ihn hinwarf, waren schon oft in Ferne in ihm aufgeblüht, aber die alten Traditionen waren noch zu stark gewesen, als daß eine solche hätte weiteren Grund fassen können. Bei Arthur war das Verhältniß ein anderes. Er, Sohn eines hochgestellten Staatsbeamten, hatte eine Erzieh-

ung genossen, in welcher das religiöse Element ganz in den Hintergrund gebrängt war. Der Kreis, in dem er sich bewegt hatte, war ein ihm sympathischer gewesen, seine Lectüre hatte auch eben nicht dazu beigetragen, den letzten Rest Glauben, der noch in ihm steckte, zu bewahren. So war er denn frei von jedem religiösen Vorurtheil, während Heinrich noch mit sich und den auf ihn einstürmenden Gedanken kämpfte.

„Doch caeterum censeo,“ rief Arthur aufspringend, „daß wir uns auf die Beine machen und uns ein wenig Alcohol zu Kopfe steigen lassen. Dampf, edles Nicotin, du Letzte des geld- und weltchmerzlichen neunzehnten Jahrhunderts! Komm, Freund Melancholicus, laß uns nach Luchhaus gehen und schlürfen die Fülle edelsten Gewächses.“

„Ich bitte Dich, Arthur, laß mich in Ruhe, ich kann heute nicht.“

„So sagtest Du schon gestern und wenn mich mein abnehmendes Gedächtniß nicht täuscht, auch vorgestern. Das geht nicht! Brav getrunken und feste studirt, war schon der alten Jenenser Devise. Laß die Codex und komm mit zum Borne lebendigster Wissenschaft, der bei Luchhaus' Auguste fließt. Du willst nicht? So lebe wohl!“

Damit schob er sich zur Thür hinaus.

„Er ist glücklich!“ sagte Heinrich, dem auf der Straße leicht und elegant dahineilenden Freunde nachsehend. „Und ich? — — Ihm ist von hülfreichen Händen, von allen Seiten die kostbare Nahrung des Geistes geboten, seine ganze Umgebung hat an ihm gebildet, er war ein Kind des Glückes und ich?! Ich habe arbeiten müssen, arbeiten müssen wie ein Slave und nicht für mich, sondern für Andere. Mein Pfad ist ein Dornenpfad gewesen. Nie hat mich schwesterliche Liebe beglückt, noch nicht habe ich das Weib gefunden, das mich versteht, sich mit mir in demselben Kreise der Ideen bewegt. Wann wird sie endlich kommen, die Zeit, wo ich die Früchte meiner Arbeit zu den Füßen eines geliebten Wesens niederlegen und den Siegespreis von schöner Hand erhalten kann? Wann? Wann?“

Draußen pfliff der Wind um die scharfe Ecke und ein Vogel stieß gegen die Fensterscheiben. Aber keine Antwort.

Es begann allgemach zu dunkeln. Schon verschwanden vor Heinrich's Augen die scharfen Umriffe der Thürme, nur ein blauer Umriss unterschied den nahen Wald von der Stadt. Dort=

hin wollte er eilen, um in der Stille des Waldes die Gedanken, die ein plötzlich auftauchender Lebensdrang verscheucht, zu sammeln.

Von Heinrich's Wohnung bis zum Walde waren nur wenige Schritte und von Heinrich's jugendlichem Fuße bald durchmessen. Er befand sich in der Mitte des Waldes. Ein ehrerbietiger Schauer durchdrang ihn, als er in diesem Tempel der Natur stand, über sich das leise Rauschen und Flüstern der Blätter vernahm und mit gierigen Zügen die köstliche Luft einhauchte. Es war ihm, als zögen die Geister der Ruhe ein in sein Herz und verdrängten jeden stürmenden Gedanken.

Mitten im Walde stieg ein Hügel empor, und auf ihm hatten die Väter Franziscaner ein mächtiges Kloster erbaut, und sahen hier dem Ende ihrer Tage mit der größten Ruhe entgegen. Es war ein gastliches Kloster und nicht am wenigsten durch seine ausgezeichnete Tafel berühmt. Der P. Guardian war ein finsterner Mann, den die Bewohner der dortigen Gegend nur „den Rebellen“ nannten, weil er die Herzen der Dorfbewohner mit den dröhnenden Worten seiner gewaltigen Rede erschütterte. „Wenn der predigt,“ sagte ein alter Bauer — „sollte man meinen, der Leibhaftige

stände vor der Thür und Niemand würde begnadigt!" Nach den Predigten des Guardian's zu schließen mußte der liebe Gott allerdings ein Drako sein, der das kleinste Vergehen streng bestrafte. Aber sein Gegentheil war der P. Vincentius. Sein Gott war der Gott der Langmuth und Milde. Er strafte, aber er wartete lange und ließ dem Sünder Zeit zur Bekehrung.

Heinrich stieg gedankenvoll, den Schlangengewindungen des Weges folgend, durch den Wald den Berg hinan und sah von dort hinab auf den Forst. Die Schatten des Abends hatten sich auf ihm gelagert, der Reiz der frischen Farbe war verschwunden, und doch — wie anziehend erschien ihm das Chaos, das sich vor ihm ausbreitete! War das nicht ein treffendes Bild der geheimnißvollen Natur, deren Geheimnisse nie ausgelernt, deren Reize nie ausgemessen werden?

Heinrich stieg weiter und befand sich plötzlich an einer kleinen Höhle. Erstaunt blickte er auf, denn eine Stimme drang ihm aus der Höhle entgegen: „Guten Abend, junger Herr! Ihr scheint tief in Gedanken versunken zu sein. Was führt Euch noch so spät hinauf zu unserer Solitude?“

Heinrich hörte mit Wohlgefallen auf die sanfte

Fülle der wohlklingenden Stimme, das mußte ein Mann sein, den Erfahrung gereift, der hoch stand ob Zweifel und Streit! Welch' ein wunderherrlich Antlitz leuchtete ihm entgegen! Wie blickten die großen Augen so durchdringend und doch so mild. Wie gut stand der lange, dicke, schnee-weiße Bart dem manneskräftig vollen Angesichte! Und nun, wie er aufsteht, welche majestätische Gestalt, als wenn ein mittelalterlicher Ritter die Rüstung ausgezogen und mit der Kutte vertauscht. Fürwahr, das war ein Mann vom Scheitel bis zur Zeh.

Auch der Greis blickte mit Wohlgefallen auf Heinrich. Er ahnte, daß hinter dieser festen Stirne, über der sich ein dichtes schwarzes Haar scheidete, ein mächtiger Geist arbeite, und der energische Zug um die blühenden Lippen erzählte ihm von der Willenskraft des jungen Mannes, dem kein Hinderniß unübersteiglich sei.

„Ehrwürdiger Vater!“ erwiederte Heinrich, „man will doch einmal den Gedanken entfliehen; die man täglich im Kopfe herumwälzt.“

„Ganz recht, junger Freund! der Arbeit muß nach ewigen Gesetzen die Ruhe folgen, oder die Maschine steht plötzlich still. Was treibt Ihr denn?“

„Ich studire Philologie!“

„Ah so! Die Kunde der Regeln, nach welchen Cicero sein Lateinisch, Plato sein Griechisch, Molière sein Französisch und Shakespeare sein Englisch schrieb. Nicht wahr?“

„Doch nicht, ehrwürdiger Vater, das wäre fürwahr eine trostlose Wissenschaft, die einen Knochenbau von Regeln hinstellt, ohne ihm Blut und Leben einzufußßen. O nein! die echte Sprachwissenschaft hilft, das Wesen und die Natur der Nationen zu ergründen und zu zeigen, wie hoch das ganze Menschengeschlecht, das jetzt weit zerstreut den Erdball bewohnt, zu einer Familie gehört.“

Des Greises Antlitz erhellte sich bei diesen Worten.

„Ihr habt Euern Beruf tiefer erfaßt, als die meisten Eures Standes. Wie Viele, die jetzt als Lehrer wirken, wissen ihren Schülern nichts vorzusetzen, als so und soviel Paragraphen der Grammatik und so und soviel griechische Vocabeln. Dabei verknochert sich ihr Herz immer mehr, und das Herz der Schüler, das nach Inhalt verlangt, wird vollgepropft mit todttem Wissen. So geht ihnen der ewig liebliche Reiz der jugendfrischen, meerduftenden Gedichte Ho-

mer's verloren, und aus Plato lernen sie höchstens, wer zum Gastmahl gehörte."

„Wie recht habt Ihr, Vater. Die moderne Erziehung bietet zu viel und das Viele in dürftiger Form.“

„Man sollte die Kinder auf reelles Wissen führen; sie einbringen lassen in das Wachsen und Werden der organischen Welt, ihnen die Wechselbeziehung zeigen, die zwischen Allem, was da lebt und ist, besteht, wie Alles kommt und geht und doch nichts entsteht und vergeht. . .“

„Aber,“ unterbrach ihn Heinrich ehrfurchtsvoll, „ist es nicht gefährlich, den Schülern eine Wissenschaft zu lehren, deren Meister als Ungläubige bekannt sind?“

„Was versteht Ihr unter Ungläubigen?“

„Eben die, denen die Natur ein Organismus ist, der ohne göttliche Hülfe entstanden und sich fortbewegt.“

„Glaubt Ihr denn, daß es diesen Männern Ueberzeugung ist, wenn sie behaupten, es sei kein Gott?“

„Das wage ich nicht zu bejahen, denn wie Viele habe ich kennen gelernt, denen Gott nur deshalb nicht existirte, weil ihnen der Glaube daran langweilig wurde.“

„Doch angenommen, es wäre ihre Ueberzeugung, was würdet Ihr in diesem Falle ihnen gegenüber thun?“

„Ihnen ihre Ueberzeugung lassen, so gut ich die meine respectirt wissen will.“

„Brav, junger Mann. Gut gesprochen. Das ist mit ein Fundamentstein der Wissenschaft. Männer aber von Ueberzeugung sind nie für sich gefährlich. Eben deshalb kann ich auch jene Ungläubige nicht als gefährlich bezeichnen. Wenn sie auch nicht an das glauben, was wir Gott nennen, so fehlt ihnen deshalb doch noch nicht der moralische Halt. Das habt Ihr gewiß bestätigt gefunden!“

„O ja!“ erwiderte Heinrich, den Mönch mit erstaunten Blicken betrachtend. Wie kam ein solcher Geist in die dienstbarmachende Kutte? Wie durfte er es wagen, er, ein Diener jenes Papstes, der den Syllabus verkündigt, solche Reden zu führen?

Der Greis hatte diesen Blick bemerkt und näherte sich Heinrich mit gewinnendem Lächeln.

„Nicht wahr, junger Mann, Ihr staunt über die freien Reden eines Mönches? Glaubet mir, der Geist ist nicht zu unterjochen, er bricht sich Bahn und sei es auf Kosten des Glücks und des

Lebens. Wieder ist eine Zeit gekommen —“ er brach ab, denn ein Geräusch ließ sich im Busche vernehmen — „eine Zeit gekommen, wo der Geist wieder unterdrückt werden soll, es geht wieder um wie im Mittelalter, aber das Kind ist mündig geworden und läßt sich nicht mehr mit der Peitsche treiben. Es hat seine eigenen Gedanken und spricht sie offenkundig aus. Auch ich thue es, obgleich ein Wort von Euch genügt, mich für immer stumm zu machen. Doch Ihr werdet es nicht sprechen, dies Wort, des seid Ihr nicht fähig. Doch ich muß scheiden. Werdet Ihr einmal wieder heraufkommen? Das ist mein gewöhnlicher Sitz!“

„Ich komme morgen Abend, Vater. Doch eine Frage noch, Vater. Wird unsere Kirche diese Stürme, die sie jetzt umtosen, siegreich bestehen?“

„Hör', mein Sohn, zeitlich ist die Macht der Kirche, doch ewig die des menschlichen Geistes. Er und seine Errungenschaften können nicht vernichtet werden. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt sich die Fülle des Wissens und jedes Geschlecht vermehrt sie. Wir Alle sind Arbeiter, Arbeiter einer Idee, Arbeiter der Vernunft — aber auch Streiter wider die Autorität. Autori-

tät und Vernunft stehen sich feindlich entgegen. Unsere Kirche hat den Streit grimmig begonnen, aber die Vernunft gebietet über ein mächtiges Heer und sie wird siegen."

„Und die Kirche?“ rief Heinrich mit zagenber Stimme.

„Wird fallen wie der Tempel Jerusalems, kein Stein wird auf dem andern bleiben. Wie die ewig genannte Roma endlich ihr stolzes Haupt beugen mußte, so wird es auch die Kirche müssen, die ihre Stelle eingenommen. Leb wohl bis morgen Abend.“

Leicht winkend schritt der Priester dem Kloster zu und verschwand hinter der Thür.

Lange stand Heinrich vor dem Thore des Klosters, als er warte er, daß es sich noch einmal vor ihm öffne und den Mann herauslasse, der mit gewaltigen ehrwürdigen Händen an den Fundamenten seines Glaubens gerüttelt. Die Kirche, die er bisher als die wahre angesehen, der seine Dienste zu weihen er so entschlossen war, sie fiel hier in ein Nichts zusammen. Die Worte des Mönchs hatten einen um so tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als sie durch sein ehrwürdiges Aeußere geheiligt schienen. Er überdachte noch einmal Alles, was er ihm ge-

sagt, und schauernd erkannte er die ganze Tragweite seiner Worte. Hatte er nicht Recht? Hatte sich nicht in die Kirche ein Irrthum, ein höchst verderblicher eingeschlichen? War das nicht ein Zeichen ihrer Zeitlichkeit? Und dann, Christus hatte sie gestiftet, aber war die Idee der katholischen Kirche dieselbe geblieben? O nein! Aus der Idee der Humanität war das Dogma des Syllabus von der Intoleranz hervorgegangen und das hatte Jesus nie gewollt. „Wird fallen wie der Tempel Jerusalems!“ konnte sie das? War sie nicht göttlichen Ursprungs? Hatte ihr nicht Jesus die Idee der Ewigkeit auf die Stirn geschrieben?...

Es schwindelte Heinrich, er riß den Hut von der glühenden Stirn und bot sie dem kühlenden Nachtwinde dar. Oben am Himmel glänzte der Mond, leichte Wolken umschatteten ihn, bedeckten ihn endlich und hüllten Heinrich in tiefes Dunkel.

„Seele des Menschen, wie gleichst du dem Monde, der einsam wandelt auf vorgeschriebener Bahn! Ruhig gehst du dahin und tausend fröhliche Gedanken umschweben dich wie Sterne den Mond. Aber es nahen die Zweifel, die gewitterschweren Wolken. Erst leicht, wie neckend,

zieht ein Zweifel über das Herz und das Herz spielt mit dem Zweifel, als wäre es eine Unterhaltung für müßige Augenblicke. Und zu dem ersten gesellt sich der zweite und dritte, die Wolken werden dichter und endlich umhüllen sie die Seele und halten jeden Lichtstrahl von ihr ab. Und wie manche Seele geht unter, wird erdrückt unter der Zentnerlast der Zweifel; aber der starke, energische Geist rafft sich auf und es triumphirt die Vernunft über den Irrthum."

In diesem Augenblick durchbrach der Mond die Wolkenschicht und bestrahlte die weitläufigen Gebäude des Klosters. In einer der Zellen erglänzte noch ein schwaches Licht — war es vielleicht der Mönch, der noch über einem Buch kauerte, oder tief in Gedanken versunken auf seinem Strohlager lag? Oder war es vielleicht auch eine junge zweifelnde Seele, die durch Grübeln ihr Glend vergrößerte. Heinrich dachte an Osmond, jenen jungen Mönch, der ihm, dem Kinde, so manches schöne Bildchen geschenkt. Er war stets so freundlich und gütig gewesen gegen ihn, und doch war er ausgestoßen von seinen Genossen. Jetzt wußte Heinrich, warum. Auch an Osmond's Seele war der Zweifel getreten. Zweifel in überwältigender Fülle und

2*



Gestalt und seine Seele war ihnen erlegen. Und nun richtete sich der Haß der Mönche gegen ihn. Man schloß ihn aus von dem gemeinschaftlichen Gebete und der Mahlzeit, einsam mußte er im Garten promeniren, denn Niemand schloß sich ihm an. An ihn dachte Heinrich und ein Schauer durchrüttelte ihn.

Es war spät in der Nacht, als Heinrich zu Hause ankam. Er hatte sich vorgenommen, heute Abend seiner Mutter zu schreiben, aber es fehlte ihm die nöthige Sammlung.

Zweites Kapitel.

Indessen führte Arthar ein lustiges sorgloses Leben. Es fiel ihm selten ein, die Collegien zu besuchen, meist saß er in der „Eselkneipe“ und übte mit anderen Gefinnungsgenossen den Ruchschluck. Arthar war ein gern gesehener Gesellschafter. Nicht allein wegen seines höchst umfangreichen Bierbasses, der besonders in dem „im schwarzen Walfisch zu Ascalon“ excellirte, sondern auch wegen Eigenschaften, die selbst seinen Kneipgenossen imponirter. Zuerst die Offenheit, mit der er seinen Genossen die unverschämtesten Grobheiten in's Gesicht sagte; zweitens seine wirklich gute Faust; drittens seine „wirklich immense Noblesse“ und endlich sein stets gefüllter Geldbeutel. Besonders übte der letztere eine energische Anziehungskraft auf Alle aus, nur schade, daß der Magnet so Manchen von sich stieß.

„Reich mit ein Glas schäumenden Bieres, schönste Ambrosia,“ rief Arthur eintretend. „Mir ist so trocken im Halse, als hätte ich Hegel's sämtliche Werke verschluckt.“

„Hurrah! Drefeld! Hierher!“

„Was? Ich mich zu Euch setzen? Seid Ihr auch im Stande, die gloriosen Ideen zu begreifen, die jetzt mächtig in meinem Kopfe kreisen? O nein, Ihr seid es nicht fähig! Ihr klebt noch fest an der rohen Materie, resp. an diesem Glase Bier, ich aber schwebe in höheren Regionen...“

„Laß Dich umarmen, Herzensjunge, Du bist heute wieder in einer famosen Stimmung!“ rief Siebers, ein Jüngling mit mächtigen Schultern und einer Stimme von bedeutendem Umfang.

„Still, Kinder, ich habe Euch eine bedeutende wissenschaftliche Entdeckung mitzutheilen. Ich habe nämlich endlich nach den tiefen Forschungen, die ich, wie Ihr wißt, über die Liebe anstellte, gefunden, daß diese nichts Anderes ist, als eine Oscillation der hinteren Gehirn-Ganglien. Dadurch geräth das Gehirn in eine sanfte Schwingung, was man im Leben mit dem Namen „verknallt“ belegt hat, oder auch „Jugend-

eselei“, wie es der göttliche Heine nennt. Wie gefällt Euch das?“

„Eine herrliche Idee!“

„Eine jede meiner Ideen ist herrlich! Freilich, sie Euch mittheilen, heißt seine Perlen vor die Säue werfen.“

„Donnerwetter, gilt das uns?“

„Wem anders?“

„Das ist eine Beleidigung!“

„Ganz meine Ansicht!“ rief Arthur und trank seinen Seidel aus.

„Das muß gerächt werden.“

„So würde ich an Deiner Stelle gerade sprechen.“

„Na, na!“ rief ein Anderer, Wolf, „was wollt Ihr Euch um solche Kindereien balgen.“

„Freilich,“ sagte Arthur; „Ihr solltet froh sein, daß ich mich um Euch noch bekümmere. Köschchen, lege einen Anker auf, und —“

„Hurrah, Bumpel!“ rief ein junger Student, der am Fenster stand. „Bumpel kommt!“ Die Treppe herauf bewegte sich ein schweres Etwas und schob sich äußerst schwerfällig in die Thür.

„Hurrah, Bumpel!“ rief die lustige Gesellschaft einem eintretenden Mann-Jüngling entgegen, derselbe war von erstaunlicher Breite und mit

einem höchst ergößlichen Gesichte begabt. Mutter Natur hatte ihn mit einer kleinen Nase, „Dümpel“ genannt, beglückt, und dieser „Dümpel“ war durch einen wohlgetroffenen Schlag auf das Minimum einer menschlichen Nase herabgesunken. Zu beiden Seiten der Nase hatten ein paar Augen den lobenswertheften Eifer, sich aus den sie umgebenden Fettmassen zu arbeiten, was aber in ir theilweise gelang. Pümpel's Dicke war ihm selbst höchst beschwerlich und er hatte schon mannichfache Fettentladungsversuche angestellt, jedoch ohne meßbaren Erfolg.

„Hör' mal, Pümpel!“ rief Arthur, „ich habe Dich im Verdacht, daß Du nächstens Deinen schätzbaren Leichnam in einem Kloster deponiren willst. Wenigstens hat man Dich einigemale zu den ehrwürdigen Patres Franziscanern gehen sehen.“

„O Bosheit der Welt,“ rief Pümpel, was sie den Menschen doch gleich für Absichten andichten! Warum soll ich jenes Kloster, dies sanctionirte Brauhaus, nicht besuchen, wo die echte Quelle des Bieres fließt?“

„Gut, das nehmen wir an, und entschuldigt Dich vollständig. Aber es liegt noch eine Klage gegen Dich vor. Du sollst nämlich die Absicht

haben, den classischen Cicero aus dem Sattel zu heben, und Deinen höchst unclassischen Leib an seine Stelle setzen zu wollen!"

„O Himmel! Ich und ein Redner! Doch," setzte er selbstgefällig hinzu, „leugnen will ich nicht, daß ich wohl einiges oratorische Talent besitze, als da ist: ein mächtiges Organ und treffende Gesticulationen..."

„Bumpel soll reden!" rief eine Stimme.

„Aber ich bitte Euch! Ich bin froh, daß ich athme im rosigen Licht."

„Hilft nichts! Er muß auf den Stuhl!" und die wilde Bande bildete einen Kreis um den unglücklichen Bumpel. Dieser schien mit einer kläglichem Miene sich in sein Schicksal ergeben zu wollen. Doch:

„Ich soll auf einen Stuhl? Ich bitte Euch, Kinder, laßt uns Alles ruhig und unparteiisch erörtern. Ihr wollt, ich soll mich auf den Stuhl stellen. Ort! Zur besseren Ueberschauung meines Auditoriums ist es allerdings gut. Aber es erheben sich gewichtige Bedenken gegen die Sache. Zunächst: wie soll ich heraufkommen? Habt Ihr einen Flaschenzug, um mich meinem erhabenen Standpunkte nah zu bringen? Wo ist

Rittersmann oder Knapp', der es wagt, mich hinaufzubefördern?"

„Bravo! Hebt ihn hinauf!“

„Wenn Ihr das Wagestück übernehmen wollt, so bin ich es zufrieden. Aber wehe Euch, wenn Pumpel's sterbliche Hülle Euren schwachen Händen entgleitet und auf Euch zurückfällt! Noch etwas! Gesezt, ich käme glücklich hinauf, wer giebt mir Sicherheit, daß dieses Zwerggestell von einem Stuhl nicht zusammenbricht unter der wichtigen Fülle meines Leibes?“

„Oho!“ antwortete Arthur unter schallendem Gelächter, „bilde Dir nichts ein, Pumpelchen. Der Stuhl hat schon schwerere Bullen getragen, als Dich.“

„Einem solchen Argument wage ich nicht zu widerstreiten. Nun mein letztes Bedenken, gesezt, ich stände auf diesem Standpunkt, der, wie Alle zugestehen werden, noch schwindelnder ist als der Hegel'sche, und verlöre in dieser metaphysischen Höhe das Pumpel'sche Gleichgewicht, so wüßte ich wirklich nicht, welche Macht der Erde mich in meinem Falle aufzuhalten vermöchte. Erwäget das Alles noch einmal in Eurem Geist und Gemüth und dann will ich mich fügen.“

Ein unauslöschliches Gelächter folgte den pathetisch gesprochenen Worten Pempel's. Acht kräftige Fäuste ergriffen und hoben ihn auf den Stuhl.

„So stehe ich denn auf dem absoluten Standpunkt. Senke Dich nieder auf meine Zunge, Geist der Rede, in Gestalt eines schäumenden Seidels und verleihe meinen Worten die Kraft, den Geist meiner Zuhörer zu erschüttern. Worüber soll ich Euch reden? Gebt mir wo ich stehe, und ich will die Welt bewegen.“

„So rede nur von Deutschland, dem guten, langweiligen Vaterlande.“

„Meine Herren! Sie haben mich aufgefordert, Ihnen einen Vortrag zu halten über Deutschland, das Land der Titel und Demokraten, der liebste Aufenthalt des heiligen Gottes Gambrinus, das Land des Pessimismus, oder um mich verständlicher auszudrücken, das Land der dichterischen Denker. Ich freue mich vor Ihnen zu reden, vor Ihnen, die Sie selbst dieser höchst ehrenwerthen Nation angehören, und schließlich eben so langweilig sind wie sie. Was soll ich von Ihnen sagen? Sie haben sich seit Jahrtausenden in der Hauptsache nicht verändert: nämlich im Biertrinken. Sie tranken schon zu Tacitus'

gestützt. Dann war er an's Fenster getreten, hatte auf die von einzelnen Mondesstrahlen angeblitzte Stadt geblickt und war endlich wie träumend zu Bett gegangen. Lange lag er schlaflos. Endlich fand er Ruhe und ein mildes Träumen zog über seine Seele. Er fand sich in einem großen, blumendurchdufteten Garten, große Bäume überschatteten prächtige Moosbänke und auf einer saß er mit der Freundin seiner Jugend, mit Thimeta. Aber es war nicht mehr die kleine, goldhaarige Thimeta von ehemals, es war ein schlanker Engel mit Thimeta's Antlitz und Augen und Thimeta's Stimme. Der Engel ergriff seine Hand und sagte zu ihm:

„Heinrich, ich habe Dich immer begleitet auf Deinen Lebenswegen, ich war stets Dir zur Seite; habe, wenn Du spät in der Nacht studirtest, neben Dir gesessen, und Dich begleitet auf allen Deinen Wegen und mich Deiner Fortschritte gefreut. Du warest klar im Geiste und sahst vor Dir ein unverrückbar Ziel. Hast Du es aus dem Auge verloren? Ich glaube es, denn jetzt kämpft Deine Seele mit qualvollen Zweifeln und windet sich wie der Wurm unter dem Fuße des Menschen. Weshalb willst Du ergründen, was unergründbar ist? Weshalb beugst

Du den stolzen Geist nicht in gläubigem Vertrauen?"

Heinrich wollte antworten, aber er vermochte es nicht. Kein Laut konnte sich seiner Brust entringen... Und siehe, die Hand des Heilands, der im Bilde vor ihm stand, streckte sich drohend gegen Heinrich aus, er schrak heftig zusammen und erwachte...

Drittes Kapitel.

Wieder war es Abend geworden, und die Zeit nahte, wo Heinrich den Mönch besuchen wollte. Er hatte den ganzen Tag unablässig gearbeitet, um seinen Zweifeln zu entfliehen und auch sich auf sein bevorstehendes Examen vorzubereiten. Arthur hatte sich nicht blicken lassen und Heinrich war nicht in der Stimmung ihn aufzusuchen. Jetzt kämpfte er mit sich, ob er den Mönch wieder aufsuchen, oder ihn vergessen solle, um seine verlorene Ruhe wiederzufinden. Indes gewann seine Wahrheitsliebe den Sieg. Er machte sich auf den Weg. Je weiter er fortschritt, desto mehr beflügelte sich sein Fuß und bald stand er vor der Höhle. Wieder saß der Pater da, ein Buch aufgeschlagen auf den Knien haltend und aufmerksam lesend. Das Geräusch der nahenden Schritte schreckte ihn auf, er er-

hob die Augen und bemerkte den Ankömmling. Ein heller Schein zog über sein wohlwollendes Gesicht, als er Heinrich erkannte. Mit einer Handbewegung lud er ihn an seine Seite und begann:

„Ich hatte erwartet, mein Lieber, daß Ihr kamt; doch ehe wir uns mit ernstern Gesprächen befassen, laßt uns eine Formalität beobachten, die unter uns fast unnöthig ist. Ich heiße Vater Vincentius, im Leben war ich als Franz von Langenhäusen bekannt.“

„Franz von Langenhäusen? der Convertit, und seiner Zeit einer der ersten Journalisten in Deutschland.“

„Derselbe, wenn Ihr mich jedoch berühmt nennt, so gilt das jetzt nicht mehr mir. Ich bin verschollen, Niemand denkt mehr an mich, als höchstens ein Markthelfer, der ein Exemplar meines Buches als Maculatur austreibt.“

„Mein Name ist Heinrich Rüstig. Doch, ehrwürdiger Vater, erzählt mir ein wenig aus Eurem Leben. Denn mich interessirt Alles, was das Leben und die Entwicklung eines reichen Geistes betrifft.“

„Gut! doch nicht hier, folgt mir.“

Er stand und ging in den Hintergrund

der engen Höhle, hob den dortstehenden Betstuhl bei Seite und stand vor einer schmalen halbmanneshohen Thür. Es gehörte schon ein scharfes Auge dazu, die Umrisse der Thür zu entdecken, und wirklich glaubte Heinrich anfänglich, vor einer Felsenwand zu stehen. Die Thür öffnete sich auf einen leichten Druck auf einen an der Seite befindlichen Nagel und eine dunkle Oeffnung gähnte Heinrich entgegen. Der Mönch lud ihn durch sein Beispiel ein, durch die Thür einzutreten. Vincentius zog die Thür zu und durch einen Mechanismus den Betstuhl wieder an seine gehörige Stelle.

Der junge Gelehrte fühlte sich sonderbar, doch nicht ängstlich beklemmt in dem dunkeln Raume; es fiel nirgend Licht ein, nur eine schmale Oeffnung war an der rechten Seite zu entdecken, die oben nur als Luftloch dienen konnte.

„Eine kleine Weile noch und es wird Licht,“ sagte Vincentius in leichtem Tone. „Dies ist mein Sanssouci, hier habe ich tagelang gefessen und in den Bergwerken der Philosophie gearbeitet.“

Mit diesen Worten hatte er Licht gemacht und eine angenehme Helle verbreitete sich. Heinrich

fand sich in einem viereckigen Gemache, zu allen Seiten gut ausgemauert und ausgefügt. Die Decke war sogar bemalt mit seltsamen Figuren, Darstellungen aus heidnischer Mythologie, vermischt mit christlichen Symbolen. Eine Seite der Wand war mit Repositorien bedeckt und diese dicht mit Büchern angefüllt. Es war eine ausgewählte Sammlung philosophischer, historischer und schönwissenschaftlicher Werke, wie Heinrich mit Vergnügen bemerkte. So war die Philosophie mit den Werken der größten Denker alter und neuer Zeit vertreten; der geistesklare Kant stand (gemüthlich) neben dem himmelnden Hegel; neben dem classisch-groben Schopenhauer fand sich das Buch des Häuptlings der Materialisten; selbst das epochemachende Buch des neuesten Philosophen, die Philosophie des Unbewußten von Hartmann, fehlte nicht.

Die historische Abtheilung [war nicht minder reich. Dem Meister der antiken Geschichtsschreibung standen die Werke der großen deutschen Historiographen zur Seite.

„Aber es fehlen ja,“ sagte Heinrich, „die Historiker der Franzosen!“

„Ich kann keinen Franzosen als wahren Geschichtsschreiber anerkennen,“ sagte Vincentius,

„weil ihnen die erste Bedingung eines guten Geschichtsschreibers, „Unparteilichkeit“, abgeht.“

„Parteilich ist, denke ich,“ erwiderte Heinrich, „ohne Ausnahme ein Jeder.“

„Ihr verwechselt Parteilichkeit mit Subjectivität. Subjectiv kann ein Jeder sein, ohne parteilich zu werden.“

Heinrich schüttelte den Kopf. Die Worte leuchteten ihm nicht ein.

Mit besonderem Interesse verweilte Heinrich bei der schönwissenschaftlichen Abtheilung. Sie war die reichste. Die Dichter des Alterthums waren sämtlich im Original vertreten.

„Ich lehre immer,“ bemerkte Vincentius, mit inniger Freude den Eifer seines jungen Freundes beobachtend, „ich lehre mit immer neuer Lust zu diesen Quellen der Poesie zurück, lebe in der Welt Homer's und Sophokles', stürme den Himmel mit Prometheus, und schimpfe und lache weiblich mit Aristophanes. Angesichts dieser Werke scheint es mir ein Hohn, zu behaupten, das Menschengeschlecht vervollkommene sich.“

„Ihr glaubt nicht daran?“

„Jetzt nicht mehr. Die Culturgeschichte ist ein Zirkel, wo sich das Ende im Anfang verliert; ist ein ewiges Auf und Nieder. Ist eine

Höhe erklimmen, so geht es wieder mit reißender Eile bergab und wieder langsam hinauf, davon kann uns jede Nation eine Geschichte erzählen. Auch Deutschland, gegenwärtig das erste Culturvolk der Erde, und auf dem Gipfel seiner Größe, wird fallen und dasselbe Schicksal mit Griechenland theilen."

„Schreckliche Aussicht."

„Nicht schrecklich dem ruhig beobachtenden Geiste, wohl aber dem nur die Gegenwart beobachtenden Gemüthe. Es ist vergeblich, sich gegen ein Gesetz zu stemmen, das ewig ist wie das Weltall."

„Das ist, wenn ich nicht irre, eine Ansicht des modernen Materialismus, den ich als eine philosophische Richtung nicht anerkennen kann."

„Und doch birgt er gerade den Stoff einer lebensfähigen Philosophie in sich, nur fehlt der richtige Geist noch, den guten Stoff zu behandeln. Für sich betrachtet ist der Materialismus von der heilsamsten Einwirkung auf die Philosophie gewesen. In Hegel's Zeiten schwebte der speculirende Philosoph hoch in den Regionen des Gedankens, getrennt von dem sicheren Boden der Erfahrung; und wie es kommen mußte, so kam es: man verlor den Boden unter den Füßen

und schwebte haltlos zwischen Sein und Nichtsein. Da kam der Materialismus und setzte das Seiende wieder in sein altes Recht ein, bewies die Nothwendigkeit erfahrender Forschung und wurde somit ein stärkender Quell für die hinfliehende Denkkraft.“

Heinrich staunte. Der Greis sprach hier mit eiserner Sicherheit Ansichten aus, die er früher verdammt, und doch mußte er ihm jetzt beistimmen. Beide geriethen in ein langes Gespräch. Mit tiefsten Worten führte Vincenzius den Neophyten ein in die geheimnißvolle und doch so klare Philosophie.

„Fürchte nicht, lieber Künftig, die Ruhe Deines Herzens zu verlieren; Du wirst sie einst wiederfinden, und wirst Dich mit Waffen bewehren, die sie Dir ewig beschützen.“

Und mit klaren Worten gab er ihm einen Einblick in den Zweck aller Philosophien; wie die Philosophie es ist, die alle Nebel von dem Lichte der Wahrheit zerstreut, wie sie es ist, die an Stelle der Glaubensphantasien die ewige, unumstößliche Wahrheit setzt, wie sie es ist, die dem zweifelnden Herzen einen Halt giebt für immer. Was er hörte, prägte Heinrich sich tief ein. Vor ihm öffnete sich eine strahlende Welt

von Wahrheit und Sicherheit, gab ihm einen Einblick in Regionen, in welche sich früher nie sein Geist gewagt. Und an der Hand dieses Mannes, der, innerlich gefestigt, jenen Halt verschmäht, den schwache Seelen in der Religion suchen, glaubte bis an das letzte Räthsel der Natur bringen zu können.

Am Schluß dieser Unterredung, die Heinrich's ganzes Wesen mächtig aufregte, theilte Vincenzius dem treuen Schüler sein Leben in den äußersten Umrissen mit.

Er war von protestantischen Eltern geboren und hatte sich bis zu seinem achtzehnten Jahre auch ausschließlich in protestantischen Kreisen bewegt. Es war das zu einer Zeit, als das ungeheueres Aufsehen erregende Werk David Strauß' erschien. Obschon die Familie Vincenzius' sich dem Indifferentismus zuneigte, war doch noch ein Fünkchen Religion sitzen geblieben. Das Strauß'sche Leben Jesu war indeß ganz geeignet, auch dieses auszulöschen, und so dufelte man denn in den Tag hinein.

Auch Langenhäusen erlebte an sich diese Wandlungen, vom kümmerlichen Glauben zum endlichen Atheismus. Da wurde er mit einem Mädchen

bekannt, dem er sein ganzes Herz schenkte. Sie war katholisch. Sie wußte Langenhäusen zu bearbeiten, daß er sich dem Studium ihrer Religion hingab. Das wirkte mächtig auf seine Phantasie. Er entzückte sich an der vollendeten Architektur des Riesenbaues der katholischen Kirche, bewunderte die Selbstlosigkeit, mit der ihre Mitglieder sich einem einzigen Zwecke widmeten, genug, getrieben von Bewunderung und angespornt von den Worten eines geliebten Mädchens, warf er sich in die Arme der alleinseigmachenden Kirche. Seine Familie sagte sich los von ihm, er achtete es nicht, und nahte sich dem geliebten Mädchen. Aber o weh! Sie war gezwungen worden, einen Mann gegen ihren Willen zu heirathen, und lebte nun ein freudloses Leben. — Langenhäusen that, was Viele vor ihm gethan: Er trat in das Kloster und bereitete sich zur Priesterweihe vor. Kaum hatte er die Weihe empfangen, als ihm die Augen aufgingen und er Dinge sah und beobachtete, die denn doch dem Wesen der heiligen katholischen Kirche schnurstracks entgegen liefen. Dazu kam noch das Studium der Philosophie und so war er geworden, was er war.

„Aber wie kommen Sie in diese trauliche Höhle?“

„Hier hauste früher ein alter Klosterbruder, mit dem ich innige Freundschaft geschlossen. Er besorgte meinen Verkehr mit der Außenwelt, ging zu den Verwaltern meines Erbes, und verhandelte mit ihnen über das, was ich nöthig hatte. So sind sämtliche Bücher von ihnen hier eingeschmuggelt. Der Buchhändler schwieg, weil ich ein guter Geschäftsfreund war, der prompt zahlen ließ. Auch diese Höhle zeigte mir der alte Reicharden. Wer sie gebaut, weiß ich nicht.“

Es war Zeit zum Aufbrechen. Vincentius löschte das Licht aus und ließ Heinrich hinaus. Als Beide vor der Höhle angekommen waren, rauschte es neben ihnen im Gebüsch. Heinrich schrak zusammen.

„Wir sind belauscht!“

„Durch die Wände dringt kein Ton, und wenn es wäre, so würde mich das doch nicht schweigen heißen.“

Sie schieden mit herzlicher Umarmung und verabredeten, sich jeden Abend zu treffen.

Viertes Kapitel.

Arthur horchte mit lebhaftem Interesse der Erzählung seines Freundes. Seine Phantasie regte sich auf. Alle Mönchsgestalten von Ilan bis auf Luc traten vor seinen Geist, aber alle paßten nicht auf Heinrich's Mönch.

„Du mußt mich mitnehmen, Künftig. Ich muß diesen Atheisten in theistischer Kutte doch kennen lernen.“

Heinrich willfahrte ihm widerwillig; denn er wußte, daß Arthur, sobald er seine Phantasie an dem neuen Bilde ermüdet hatte, sich zurückziehen würde. Und er hatte sich nicht getäuscht. Arthur sagte nach zwei Besuchen zu Heinrich:

„Dein Mönch ist ein guter Mann und recht kenntnißreich, aber ein wenig pedantisch und lehreifrig.“

Und Vincentius urtheilte über Arthur: „Ein

herrliches Talent, doch zu viel Unbeständigkeit, zu wenig Willenskraft!" Und leider mußte Heinrich diesem Urtheile beistimmen. Arthur brachte es zu nichts, als zu einigen poetischen Ergüssen, die freilich von einem originellen und kräftigen Geiste, von einer überwuchernden, kein Maß kennenden Phantasie Zeugniß gaben. Heinrich hingegen gebot schon über eine treffliche Sammlung eigener Arbeiten, die er nach und nach dem Mönche zur Einsicht vorlegte. Dieser machte Heinrich besonders auf die Nothwendigkeit einer schönen Form aufmerksam, weil gerade das Formgefühl in unserer Zeit so mächtig ausgebildet sei.

Heinrich wurde der eifrigste Schüler des Paters. Jeden Abend saß er zu seinen Füßen, und horchte der weisen, klaren Rede. Und jeden Abend schied er mit dem Bewußtsein, nicht umsonst gelebt zu haben.

Trotz seiner Zurückgezogenheit war Heinrich dem gesellschaftlichen Leben nicht ganz fremd geblieben. Er war in mehrere Familien eingeführt, und brachte nicht selten den einen oder anderen Abend außer dem Hause zu. Er hatte die Einladungen, die er erhielt, meist dem mächtigen Einflusse Arthur's, dem enfant terrible der Ge-

gesellschaft, zu verdanken; theils aber auch seinem eigenen Verdienst. Wo Heinrich einmal erschien, blieb er ein gern gesehener Gast, obgleich ihm die Gewandtheit des welt- und sittenkundigen Arthur abging. Arthur war dieses hohen Umgangs gewohnt, er machte sich zu Zeiten über das Wesen der höheren Kreise gründlich lustig und schien überhaupt zu glauben, sie seien nur zu seinem Amüsement da. Heinrich hingegen blickte mit Ehrfurcht in diesen prächtigen Cirkel und mit Bewunderung auf seinen Freund Arthur, der, wie Mentor mit Telemach, mit ihm durch das Gewühl der Menschen steuerte. Heinrich war auch durch Arthur ein wenig mehr geschliffen worden, hatte sich den Ton und die stehenden Redensarten der höheren Kreise angeeignet und wurde schließlich von den Sittenrichterinnen des Salons als ein gut erzogener junger Mann gepriesen.

„Was hast Du heute Abend vor?“ rief Arthur, zu Heinrich in's Zimmer tretend.

„Ich habe eine Einladung zum Doctor Hasberg erhalten. Kennst Du die Familie? Ich habe den Doctor nur einige Male in Gesellschaft getroffen.“

„Du wirst dort gut aufgenommen werden,

mon cher ami. Und außerdem verkehrt dort im Hause ein Mädchen, die einstmals meine Göttin war, die Fräulein Thal. Ich will sie Dir nicht beschreiben, Du wirst sie sehen, aber ich sage Dir, das Herz nimm in Acht."

„Ist das Mädchen denn eine solche Schönheit?"

„Was heißt: Schönheit! Ich halte sie für schön. Ob sie Dir gefällt, kann ich natürlich nicht wissen. Im Uebrigen erbitte ich mir jetzt Deine Begleitung zu einem Spaziergang. Ich bin nämlich in einer höllischen Stimmung. Zunächst muß ich Dir mittheilen, daß meine glorreiche Idee vom absoluten Nichts, die Du mit Deinem kleinen Gehirne nie erfassen konntest, bald Fleisch und Bein annehmen wird. Du fragst in welcher Weise? Nun, ganz einfach. Ich schreibe sie jetzt nieder, was meinst Du, wird sie nicht ungeheures Aufsehen machen?"

„Ich wage nicht daran zu zweifeln."

„Wie kalt Du das sagst! Ich glaube ganz bestimmt, wenn meine Idee sich einst auf papierlichem Wege realisirt, so wärft Du im Stande und liehest Dir ein Exemplar von mir schenken, anstatt es zu kaufen. Doch genug. Ich hoffe, das Buch wird meinem gänzlich erschöpften

Geldbeutel wieder zu runden Backen verhelfen, und so das philosophische Axiom, „aus nichts wird nichts, zu Schanden machen. Gehst Du mit?“

„Sogleich. Setze Dich, ich habe noch einige Zeilen an meinem Werke zu schreiben.“

„Welchen Titel wird es führen?“

„Die Religion der Zukunft.“

„Aha! Das wird Aufsehen erregen. Hat Vater Vincentius den Anstoß dazu gegeben?“

„Allerdings und auch manchen Fingerzeig. Ich denke, es wird gut werden, denn ich arbeite mit Lust und Liebe daran.“

Beide traten den Spaziergang an, wobei Arthur wieder einmal den unteren Regionen des Erdenkloßes entschwebte, und hoch über den Erdenwürmern in das Unerbliche flog.

Es war sieben Uhr Abends, als Heinrich sich zum Doctor Hasberg auf den Weg machte. Arthur hatte sein Möglichstes versucht, den Freund recht modisch herauszuputzen; Heinrich jedoch wählte einfache und doch elegante Kleidung.

„Beim Teufel!“ rief Arthur. „Obgleich Du in Sachen der Toilette jungerfahren bist wie ein neugeborenes Kind, muß ich doch gestehen, hast

Du heute mit wunderbarem Instinct das Richtige getroffen. Nun, Gott segne Deinen Ausgang.“

Bei Hasberg waren schon Alle um den Theetisch versammelt, Heinrich trat zugleich mit der Frau von Haber ein. Die Hausfrau eilte Beiden entgegen und machte Heinrich auf die liebenswürdigste Weise mit den Anwesenden bekannt. Man setzte sich, und die Frau des Hauses bemühte sich angelegentlich um Heinrich. „Essen Sie, Herr Rüstig, Sie werden bald einsehen, daß, wer hier nicht tapfer zugreift, wieder hungrig fortgehen muß.“

„Nun, dann könnte ich mich nur selbst anklagen, denn Sie, gnädige Frau, haben mir ja den Teller so aufgehäuft, daß ich fast verlegen bin, was ich zuerst angreifen soll.“

Das Gespräch warf sich auf den neuesten Roman eines berühmten Schriftstellers. Manche erhoben an ihm den Reiz der Darstellung, die brillante Zeichnung der Charaktere, und den feinen treffenden Witz. Andere wieder tabelten den Mangel an Handlung, die zu breite Ausführung kleinlicher Details. „Was meinen Sie dazu, Herr Rüstig?“

„Ich glaube, daß sich unser Autor diesmal

vergriffen hat. Wenn man seine früheren Werke mit dem neuesten vergleicht, so wird uns der handlungsarme Inhalt des letzteren sofort auffallen. Und das halte ich für einen großen Fehler."

„Halten Sie denn," rief der Doctor herüber, „nicht auch eine psychologische Entwicklung der Charaktere in den Gesprächen für poetisch und kunstgemäß?"

„Gewiß," erwiderte Heinrich sich verbeugend. „Diese Entwicklung ist sogar der Kern eines Romans, aber auch die Hülle muß schön sein. An dem Faden einer tief in das Leben eingreifenden Handlung soll sich der Charakter des Helden entwickeln; fehlt diese Handlung, so wird, man verzeihe den Ausdruck bei unserem beliebtesten Schriftsteller, der Roman langweilig. Ich halte den neuesten Roman unseres Autors für einen entschiedenen Mißgriff."

„Ach Gott!" rief die Frau von Haber, „es ist wirklich jämmerlich, mit welcher Fluth von Romanen wir in unserer Zeit jährlich übergossen werden. Das ist ein Zeichen des Verfalls unserer Poesie!"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," wandte Heinrich bescheiden ein. „Ich halte diese Um-

kehr von der gebundenen Form zur ungebundenen, vom Vers zur Prosa, keineswegs für ein schlechtes Zeichen, sondern im Gegentheil für eine nothwendige Folge unserer Entwicklung. Die europäische Menschheit steht jetzt im kräftigsten Mannesalter; sie hat die Thorheiten der Jugend, die sich im Reimgellingel äußerten, bei Seite geworfen, und giebt sich einem echt männlichen Streben hin. Damit erklärt sich der immer zunehmende Gebrauch der Prosa und die Verbreitung der Prosadichtung. Vers und Reime schmeicheln allerdings unserem fein organisirten Gehör, aber, frage ich, wird man Goethe's Romane deshalb für weniger poesievoll halten, weil sie in Prosa geschrieben?"

„Ich stimme Ihnen bei, Herr Rüstig,“ erwiderte Hasberg. „So finden wir ja auch, daß jede neue auftauchende Literatur, ich erinnere an die ungarische und russische, vorzugsweise prosaische Werke producirt.“

Es wurde lebendig in dem kleinen Kreise. Alle stürzten muthig in den Kampf der Ansichten. Auch die Damen, meist sehr gebildete, nahmen Theil daran. Dadurch wurde der Geist der Herren emporgehoben. Heinrich's Herz schlug höher, nie waren ihm, so glaubte er, die Worte

feuriger, nie berebter aus dem Munde geflossen. Er war überall zu Hause. Sein Geist folgte elastisch den tollen Sprüngen der Conversation — er war, ohne es zu wissen, der Mittelpunkt der Gesellschaft geworden und manches schöne Auge ruhte mit Bewunderung auf ihm.

Heinrich fühlte bald die Macht, die in dem ermunternden Blicke eines schönen Frauenauges liegt. Ihm gegenüber saß Ilse Thal, von der ihm Arthur schon erzählt. Es war eine kleine, feenhaftige Figur. Das Gesicht hatte einen ungemein edlen, geistigen Ausdruck, die Augen blickten so tief, so unergründlich tief, daß Heinrich an das wunderfame Lied Heine's erinnert wurde. Ilse warf häufig einige Worte in's Gespräch, die von einer sicheren Kenntniß des Gesprochenen zeugten. Heinrich fühlte sich seltsam berührt von dem Tone ihrer Stimme. Es lag so etwas Lockendes, Weiches darin, als müßte er, selbst um das Heil seiner Seele, ihr folgen. Oft begegneten sich Beider Augen und Beide schlugen sie rasch nieder, und auf Ilsens Wangen zeigte sich bald eine brennende Röthe.

Man brach auf vom Tisch und Elise mußte auf allgemeine Aufforderung ein Lied singen. Heinrich wurde von dem Ton ihrer lieblichen

Stimme so gefangen gehalten, daß er den Sinn des Liedes nicht verstand. Nur einen Vers, den sie mit einer Innigkeit sang, als ob es aus ihrem Herzen käme, behielt er im Gedächtniß: „Hab' keine Heimath mehr.“

Leise rötheten sich während des Singens Elises Wangen. Sie stand neben dem Piano, stützte die kleine Hand leicht auf die Ecke und hielt in der andern das Notenbuch. Heinrich verschlang mit seinen Blicken das liebliche Bild. Goldlockiges Haar ringelte sich auf die schöne Büste nieder, die Augen waren auf das Buch geheftet, die ganze Figur stand gebietend da, und Alle, das sah man, folgten willig ihrem Zauber.

Es kam ein Gefühl über Heinrich, wie er es noch nie gefühlt. Nie war er einem Weibe liebend genah; er hatte noch nie, auch nur leise, den Gedanken gehabt, sich einem Weibe zu verbinden. Und nun, als er das reizvolle Mädchen vor sich sah, malte sich seine Phantasie unwillkürlich ein Bild der Zukunft, wo Elise, ganz fein, an seiner Seite saß und sich innig an ihn schmiegend seinen Worten lauschte.

Das Lied war zu Ende. Alles drängte sich zu der lieblichen Sängerin, um ihr Dank und

Schmeicheleien zu bringen. Die leicht zu erregende Frau von Hader brachte einen Strauß Blumen und bekränzte trotz alles Sträubens das erröthende Mädchen. Heinrich war es indeß nicht möglich, sich mit den banalen, conventi- nellen Phrasen zu nähern. Er zog sich in eine Nische zurück und überblickte die bunt bewegte Gruppe. Es waren herrliche weibliche Gestalten darunter, die man zu den ersten Schönheiten der Stadt zählte, Gestalten von majestätischem Wuchse und blendendem Teint, Gestalten, auf deren Antlitz man las, daß sie gewohnt waren, die Huldigungen der Welt zu empfangen — und doch fand das suchende Auge Heinrich's keine, die sich auch nur entfernt der Grazie Ilfens zur Seite zu stellen vermocht hätte. Ihr wahrhaft königlicher Anstand hielt Alle in der gehörigen Grenze; keiner der jungen Herren wagte es, ihr mit wohlfeilen Schmeicheleien zu nahen, Alle fühlten die Magie ihrer Erscheinung. Sie bewegte sich jetzt im Kreise der Damen; die älteren bemühten sich zärtlich um sie, die jüngeren standen neidisch von ferne.

Der Doctor nahte sich dem Kreise.

„Ei, wo ist denn unsere Nachtigall? Hat sie

sich schon schlafen gelegt? Ach, da ist sie ja! Entfliehen Sie nicht, Ilse, ich muß Ihnen erst meine pflichtschulbige Huldigung zu Füßen legen!" und er verbeugte sich mit gewinnendem Lächeln bis zur Erde.

„Nun sieh!“ rief seine Frau, „und mir klagt er, er leide am Herenschuß! Warte, Männchen, ich will es Dir gedenken.“

„Schöne Gebieterin meines Herzens, hier meine Verbeugung und nun meine Rede!“

Ilse blickte suchend umher. Sie vermißte Heinrich. Der junge Mann hatte ihr ein lebhaftes Interesse eingeflößt. Sie fand in Hasberg's Kreise bedeutende Männer, die im Leben entweder durch ihre Stellung oder wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnet waren; aber keinen fand sie, der alle Eigenschaften eines Charakterfesten, durchgebildeten Mannes in dem Grade in sich vereinigte, wie Heinrich Rüstig.

„Aber wo bleibt denn unser Gelehrter?“ rief die Doctorin.

„Ja, ich vermisse ihn auch,“ rief eine junge Dame und einige machten sich auf, ihn zu suchen. Als sie ihn in der Fensternische fanden, rief Franziska Schulte, eine lebhaft Brünnette:

„Aber, Herr Rüstig, wir finden es gar nicht

schön von Ihnen, daß Sie uns so vernachlässigen; wir haben Sie sehr vermißt."

Heinrich verbeugte sich schweigend. Frau Hasberg streifte neben Heinrich vorbei und murmelte: „'s ist um Dein Herz gethan."

Unter Lachen und Scherzen führte man Heinrich vor Ilse. Frau Haber schlug ihn mit ihrem Fächer auf die Schulter: „Wie steif Sie sind! Sinnen Sie wieder einem philosophischen Problem nach? Aber vernachlässigen Sie über den Himmelsgöttinnen die Damen der Erde nicht, sie möchten sich fürchterlich rächen!"

Heinrich blickte fassungslos umher. Verstoßen schweifte sein Auge über Ilsens Antlitz und auch sie stand verlegen da.

Der Doctor, die Verlegenheit Beider bemerkend, zog Heinrich mit sich und verwickelte ihn in ein Gespräch über eine neue naturwissenschaftliche Entdeckung.

Es bildeten sich Gruppen im Zimmer. Die Einen plauderten, Andere spielten und hinten in einer Ecke schrieben junge Damen Liebesprotokolle, ein bekanntes Gesellschaftsspiel.

Ilse stand am Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Schwarz wie die Aussicht vor ihren Augen, so war auch ihre Zukunft. Ilse

war nicht mehr frei; ihre Hand gehörte einem Professor, den sie achtete, aber nicht liebte. Sie hatte dem Drängen ihrer Mutter nachgegeben, und dem Manne, der sie liebte, ihre Hand gereicht. Zu früh, denn sie hatte nicht geglaubt, jemals einen Mann zu finden, wie sie ihn sich ausgemalt, und nun hatte sie ihn gefunden und durfte ihn nicht lieben. Vor ihres Geistes Aug' zogen die Bilder des Abends noch einmal bunt wechselnd vorüber; sie gedachte der Worte des Doctors, der Rüstig's Namen mit vieler Hochachtung erwähnt und die Zuversicht ausgesprochen hatte, einst in ihm ein Licht der Wissenschaft zu erblicken, diese Worte hatten sie aufmerksam gemacht, denn Doctor Hasberg war mit seinem Lobe sehr sparsam. Als Heinrich aber eintrat, ein kräftiger Jüngling mit einem offenen Gesicht, der hohen, festen Stirn und den braunen, treublickenden Augen, hatte sie das Bild, das sie sich von ihm ausgemalt, verwirklicht gefunden. Seine Conversation, mit einem angenehmen Organ geführt, hatte sie lebhaft interessirt; er hatte in seinen Gesprächen manche Seite berührt, die ihr sympathisch war; aber sie hatte auch gefunden, daß seine Ansichten von Gott und Religion weit von den übrigen abwichen, daß er unter Moral

etwas ganz Anderes verstand, als religiöse Vorschriften. Das hatte sie anfänglich abgestoßen, bald aber fühlte sie, daß Heinrich aber doch nach allen Seiten auf festem Boden stand und keineswegs ohne sittlichen Halt balancirte. Plötzlich fühlte sie eine weiche Hand auf ihrer Schulter. Sie wandte sich um und blickte in das lächelnde Gesicht ihrer mütterlichen Freundin, der Frau Hasberg.

„Wieder in Träumen, mein Täubchen? Warum schließen Sie sich denn nicht den Uebrigen an? Ich habe Sie noch nie recht fröhlich gesehen, Ilse, haben Sie heimliche Leiden?“

„Nein, nein, mir fehlt nichts! Ich habe Alles, was mein Herz begehrt!“ rief Ilse erregt. Aber ich kann nicht so fröhlich sein, wie Jene dort.“

„Armes Kind,“ rief die Doctorin und zog Ilse neben sich auf ein Sopha. „Sprechen Sie sich einmal aus, Ilse. Gestehen Sie mir, Sie lieben den Mann nicht, dem Sie verbunden werden sollen?“

Auf Ilse's Wangen lagerte ein Purpurroth der Scham.

„Wer sagt das? Und wer wagt es zu behaupten? Wenn ich unglücklich bin, so vermag

ich mein Leid allein zu tragen und brauche das heuchlerische Mitleiden der Welt nicht."

Sie drückte ihr Gesicht in die Hände und wandte sich ab. Die Augen der älteren Dame ruhten mit innigem Mitleiden auf der erregten zierlichen Gestalt des Mädchens. Aber sie schwieg.

Ilse blickte auf, und wie verstört umher. „Verzeihen Sie, liebe Freundin, meine Heftigkeit! Ich weiß ja, wie gut Sie es mit mir meinen. Aber ich bin unglücklich. Erlassen Sie mir die Geschichte meiner Leiden, Keiner vermag mir zu helfen, auch Sie nicht."

Die Frau Doctor umschlang die Bitternde und sagte liebevoll:

„Aber es erleichtert das Herz doch, wenn eine vertraute Seele um geheimes Leiden weiß. Auch ich, beste Ilse, bin nicht so glücklich, wie die Welt meint. Auch zwischen Eheleuten, die vor der Welt im besten Einvernehmen leben, herrscht nicht immer goldiger Friede. Also reden Sie, Ilse, Sie sind jung, stehen in den Jahren, wo das lebenssprudelnde Herz sich nach Lust und nach Liebe sehnt. Reden Sie und vertrauen Sie einer langjährigen Freundin."

Und Ilse erzählte. Wir wissen ihre Geschichte bereits.

„Und das ist mir das entsetzlichste Gefühl,“ schloß Ilse, „an eines Mannes Seite, den ich nicht lieben kann, leben zu müssen, ein ganzes Leben lang.“

„Oder,“ fiel die Freundin sanft ein, indem sie Ilse forschend in die Augen sah, „oder wenn man einen andern liebt und ihm nie angehören kann.“

„Wie?“ rief Ilse verwirrt.

„Ja, liebes Kind, ich habe die Blicke aufgefangen, die Sie zu dem jungen Rüstig herübersandten. Es waren Blicke, in denen sich mehr aussprach, als bloße mädchenhafte Neugier. Ich habe bemerkt, wie verlegen Sie wurden, wenn Ihre Blicke denen Rüstig's begegneten...“

Ilse erröthete tief, als sie sich durschauut sah.

Es beleidigte sie, daß die Freundin sich so gleich ihres Geheimnisses bemächtigt hatte. Sie stand auf und griff nach ihrem Tuche, das auf die Erde geglitten.

„Es ist Zeit zum Aufbrechen, gehst Du mit, Franziska?“ rief sie einem jungen Mädchen zu, das am Tische eifrig schrieb.

„Sogleich, mein Schatz, ich muß nur noch dieses Protokoll zu Ende führen. So, ich bin nun fertig.“

Die Blätter wurden rasch gewechselt und jede bereitete sich zum Lesen vor. Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, durch den Jubel der jungen Damen herbeigeloct, hatten sich um den Tisch gestellt und zufällig kam Ilse neben Heinrich zu stehen. Beide wurden ein wenig verlegen und wurden es noch mehr durch die folgende Scene.

Emilie Hempel, ein munteres junges Mädchen, las ihren Zettel zuerst ab.

„Das höchst liebenswürdige Fräulein Thal und der gelehrte Herr Rüstig . . .“

Lautes Gelächter unterbrach die Lesende, und man lachte noch mehr, als man die Genannten friedlich nebeneinander sah. Ilse stand verwirrt, mit hochgerötheten Wangen und niebergeschlagenen Augen; Heinrich bemühte sich, verwegen auszu- sehen, und bot durch seine Anstrengungen einen höchst komischen Anblick dar. Der Doctor war in heiterster Stimmung, trat unbemerkt hinter Beide und machte das Zeichen des Segens.

Die Vorleserin fuhr fort:

„Trafen sich auf der äußersten Spitze des Doms- thurmes, wo ein Wirbelwind sie erfaßte und in den Schober Nr. 4 der nahen Kaserne verschlug . . .“

„Die Sache wird romantisch,“ rief Frau von Hader.

„Er sagte: O schönste Deines Geschlechtes, schöner als Suleika, und schöner als alle die Damen aller Poeten, neige Dich gütig meinem Fleh'n. Ich liebe Dich mehr, als der Schäfer sein schönstes Schaf.“

„Geh' fort, falsche, ungetreue Seele,“ antwortete sie, „ich weiß, Du läufst dem goldhaarigen Mädchen nach, geh', ich will nichts von Dir wissen.“ Das Resultat waren zwei gebrochene Herzen und die Welt lachte darüber.“

So harmlos und absichtslos diese Zusammenstellung war, berührte sie die beiden Beteiligten äußerst peinlich, denn immerhin hatte es den Anschein der Absichtlichkeit, als habe man sie Beide beobachtet und wolle sie auf diese Weise verspotten. Ilse eilte von Heinrich fort zu Emilie, der sie sich ankleiden half.

Als Beide zum Fortgehen fertig waren, trat die Frau des Hauses zu ihnen, Heinrich Rüstig an der Hand führend. „Hier, Kinder, bringe ich Euch einen getreuen Ritter. Er wird Euch gegen alle Ungeheuer treu beschützen und nöthigenfalls Gut und Blut für Euch einsetzen.“

Emilie verneigte sich schalkhaft, erhob ihren Fächer und schlug ihn leicht auf die Schulter. „So seid denn, edler Knappe, zum Ritter ge-

schlagen, damit Ihr ehrenhaft die edlen Damen begleiten könnt."

Heinrich verneigte sich stumm. Er vermochte keine passende Antwort zu finden und stand den Hut im Arm höchst links da.

Man verabschiedete sich allerseits und Heinrich trat mit seinen Schülern in die Kühle der Nachtluft hinaus. Die Damen hüllten sich fester in ihre Tücher und eilten rasch vorwärts. Emilie versuchte oft, den schweigsamen Heinrich in ein Gespräch zu verwickeln.

„Hören Sie, Herr Rüstig," sagte sie endlich, „ich habe große Lust, mit Ihnen zu schmollen."

„Ei, und warum?"

„Weil Sie jetzt thun, als hätten Sie die Zunge verloren. In der Gesellschaft waren Sie so munter und nun so stille. Das ist nicht schön von Ihnen."

„Wenn man frohen Muth und leichten Sinn für Geld erwerben könnte, so wäre ich gewiß der Lustigste."

„Ein trauriges Zeugniß für uns, nicht wahr, Ilse? Hat denn, Sie Stummer von Portici, unsere Gesellschaft nichts an sich, was Ihre Zunge lösen könnte? Bin ich nicht z. B. heute Abend höchst complaisant? Wenn Sie unpar-

teilsch sind, so müssen Sie die Frage unbedingt bejahen."

„Es wäre ungalant, es nicht zu thun.“

„Das ist wieder sehr problematisch gesprochen, Herr Schweigsamer. Wenn sonst junge Herren mich begleiten, so meine ich stets, ich säße als Königin in einem Bienenkorb, so schwärmt und brummt es um mich her.“

„Vielleicht ist mein Schweigen nur ein anderer Ausdruck der Bewunderung, die ich für Sie hege!“

„Ei, ei, thauen Sie endlich auf? Also nun wollen wir plaudern... Ach, o weh, da ist unser Haus schon. Gute Nacht, Herr Rüstig, schlafe wohl, Ilse.“

Nachdem sie Ilse herzlich umarmt, hüpfte die junge Dame leicht die Treppe hinauf und verschwand in der Thür. Heinrich war allein mit Ilse.

„Darf ich Ihnen meinen Arm bieten?“ fragte Heinrich.

Ilse legte schweigend ihren Arm leicht in den seinen und schweigend setzten Beide ihren Weg fort.

Endlich brach Heinrich das peinliche Schweigen und begann mit der gleichgültigen Frage:

„Wie haben Sie sich denn amüßirt, Fräulein?“

„Derart, daß ich lieber zu Hause geblieben wäre,“ entgegnete sie in einem bitteren Tone.

„Hat Sie, wenn die Frage nicht indiscret ist, die Zusammenstellung unserer beiden Namen beleidigt?“

„O nein, durchaus nicht, es ist ja bloßer Zufall. Aber ich liebe Gesellschaften und Lustbarkeiten nicht, weil ich nicht so fröhlich sein kann wie Andere und weil ich fühle, daß die Gegenwart eines Stillen die allgemeine Freude nur stört.“

„Wer wird denn seine Jugend vertrauern wollen? Was fehlt Ihnen? Jung, schön, geistreich, haben Sie alle Eigenschaften, zu glänzen und zu erfreuen . . .“

„Ich hätte von Ihnen eine solche Schmeichelei nicht erwartet. So sagen Manche, die nur nach dem äußeren Scheine urtheilen. Was unter der glänzenden Hülle schläft, ist für Alle verborgen. Doch was hilft das Klagen und Wimmern? Entsagen, mit lächelndem Munde seine Illusionen zertrümmern, sich selbst und seine Hoffnungen ironisiren und schließlich auf Alles gefaßt sein, das ist die beste Philosophie!“

„Und ist es die Ihre?“ fragte Heinrich bewegt.

„Sie ist es seit Jahren. In Leiden bin ich geboren, Kummer war meine Amme, Unglück meine Erzieherin und sie hat mich entsagen gelehrt.“

„Ich erstaune, solche Worte aus Ihrem Munde zu hören, mein Fräulein. Auch mir erging es so. Ich bin auf Dornen zu der Höhe gewandelt, auf der ich jetzt stehe, ich habe gekämpft und endlich, Sieg war die Frucht meines Kampfs. Der Mensch ist allmächtig, wenn er will. Nicht hilflos ist er, sondern willensschwach.“

„Eine Philosophie für Männer, nicht für das weiche Herz einer Frau. Doch ich bin am Ziel. Bitte, geben Sie mir meinen Schirm.“

Heinrich überreichte ihn, und leise berührte ihre Hand die seine. Heinrich glaubte einen leichten Druck zu fühlen, indeß mochte er sich auch getäuscht haben. „Gute Nacht, Herr Rüstig, ich danke Ihnen für Ihre Begleitung.“

Die Klingel ertönte, eine Frau erschien in der Thür und ließ Ilse ein.

Fünftes Kapitel.

„Dämon, Liebe, unbegreifliche, ewig geheimnißvolle Regung des menschlichen Herzens, endlich hast Du Dich auch des meinen bemächtigt. Lange habe ich gestrebt, ein Weib zu lieben, mit aller Kraft meines Herzens, zu ihren Füßen die Früchte meiner Arbeit niederzulegen, und aus ihrem Munde süße Worte des Lobes zu empfangen. Das Höchste, was der Mensch zu erreichen vermag, das ist: rein ein reines Weib zu lieben und von ihr geliebt zu werden. Und wer erreicht es? Wie vielen ist die Liebe nicht zum finsternen unheilbringenden Dämon geworden, wie sie Anderen zum Gotte des Glückes und der Seligkeit wurde. Den Einen macht sie zum Gotte, den Andern zum elendesten der Menschen; den Jüngling reißt sie zum Mann, flößt ihm den Muth ein, Unmögliches zu wagen und wie

ein Strom wildbrausend jedes Hinderniß zu zertrümmern. Sie raubt dem festen Manne die Ruhe des Herzens, die er selbst im Sturme der Wogen, im Gewühl der Schlacht nicht verlor. Sie reißt Jeden aus seiner vorgeschriebenen Bahn, und macht ihn zum willenlosen Spielzeug der Leidenschaft. So wird das Herz regiert von dem Dämon des Daseins."

Ein leichter Schritt weckte Heinrich aus seinen Träumereien. Er ging weiter, die Schritte nahen sich, und eine leichte Hand legte sich um Heinrich's Schulter. Es war Arthur.

„Tauschen mich meine Augen, oder bist Du Heinrich Rüstig, der moralische Prediger der Kneipgasse? Nein, er kann es nicht sein, denn dieser solide junge Mann liegt stets schon um zehn Uhr in den Federn, und jetzt ist es, wenn die Universitätsuhr, resp. der Bedell keinen Kaufsch gehabt hat, gleich zwölf. Er kann es also nicht sein. Entschuldigen Sie!"

Und leise lachend wollte er abziehen, als Heinrich seinen Namen rief. Arthur kehrte sofort um:

„Also doch! Das hätte ich nicht erwartet. Ich habe Dich stets für einen ehrenfesten jungen

Mann gehalten, und nun bemerke ich das Gegentheil. Das thut mir weh! Doch nein, ich thue Dir vielleicht Unrecht! Sieh' mal, mon cher, ich bin heute Abend äußerst spirituell — bemerkst Du den famosen Kalembourg nicht? — und war schon einige Male im Begriff, über die objective Erscheinung meines Ich zu stolpern; indeß wirfst Du mich für eine verständige Erörterung durchaus nicht unempfänglich finden. Also, spaziert Telemach hier vielleicht vor dem Fenster einer Schönen auf und ab?"

„Ich habe Fräulein Thal nach Hause begleitet.“

„Aha! Du Duckmäuser, da haben wir's! Wie findest Du sie?"

„Sie ist ziemlich schön!"

„Ziemlich schön! Ich wette, Du hast nicht von Herzen gesprochen, sondern heuchelst eine kalte Miene, um die Gluth Deines Herzens zu verbergen.“

Heinrich drehte sich nach Arthur um, und sah ihm voll in das weinglühende Gesicht.

„Arthur, willst Du mir einen Gefallen thun?"

„Recht gern! Und nach dem tragischen Tone Deiner Rede zu urtheilen, ist der Gefallen nicht klein!"

„So schweige von diesen Geschichten und laß uns nach Hause gehen.“

„Gut, mein dichtender Jüngling! Laß uns morgen beim Erwachen des goldigen Tages nachgrübeln den Geheimnissen der Nacht.“

Arthur phantasirte auf dem Heimwege weiter, während Heinrich sich ganz stille verhielt.

Auf die Ereignisse des Abends folgte bei Heinrich eine schlaflose Nacht. Sein Geist beschäftigte sich mit Gedanken, Combinationen und Träumen, wie sie nur der Geist eines Verliebten auszubrüten vermag. Er stellte Alles, was er mit Ilse verlebt, zusammen, und zog daraus den Schluß, daß er ihr nicht gleichgültig sei. In welchen Verhältnissen Ilse lebte, wußte Heinrich nicht; daß sie verlobt war, hatte ihm Niemand gesagt, sonst würde er seinen Gedanken schwerlich so weite Sprünge erlaubt haben.

Einige Abende darauf ging Heinrich zu seinem Freunde Vincentius, um sich noch über einzelne Partien seines Buches Rath's zu holen. Aber er vermochte es nicht, seine Gedanken zu sammeln, und der Mönch, der nichts mehr haßte, als Unklarheit, merkte bald, daß Heinrich's Ge-



anken weit ab von der Sache schweifen. Und in seiner geraden Weise beschloß er, offen auf das Ziel loszugehen.

„Heinrich, wie bist Du heute zerstreut! Ich habe Dich noch nie in einem so unklaren, denkunfähigen Zustande gefunden.“

„Verzeiht, lieber Vater! Es hat sich etwas in mein Herz geschlichen, was mich willenlos macht.“

Vincentius' Auge ruhte forschend auf Heinrich's Antlitz. Jetzt erst fielen ihm die umflorten Augen und die melancholischen Züge des jungen Mannes auf. Er gedachte jener Zeit, wo auch er in einem solchen Zustande geschwebt, wo ihm Handeln und Denken unmöglich, und Sinnen und Träumen am liebsten war. Damals war es die Liebe gewesen, die eine vollständige Revolution in ihm hervorrief, und dieselben seinem Gedächtniß ewig unauslöschlichen Symptome glaubte er an dem jungen Manne wahrzunehmen. Vincentius empfand eine Regung von Neid gegen jenes Wesen, das ihm Heinrich's Liebe zu rauben schien, denn er liebte den thätigen Jüngling wie einen Sohn; seine stetigen Fortschritte erfreuten seine trüben Tage; Heinrich war der einzige Stolz seiner alternden Seele. Und nun

sah er, wie sein Herz einem Wesen nachsehnte, und sich von ihm abzuwenden schien. Aber er unterdrückte schnell die leise selbstsüchtige Regung seines Herzens, und suchte, etwas Näheres von dem jungen Manne zu erfahren.

„Und was hat eine so große Macht auf meinen Schüler, daß er selbst den Willen im Stich läßt?“

Heinrich erhob den Kopf und blickte verstohlen in das forschende milde Auge des Greises. Es schien ihm vergeblich, hier etwas Anderes zu antworten, als die reine volle Wahrheit.

„Dein Schüler hat eine Blume gesehen, und der Duft der Blume hat ihn betäubt. Und sein Herz sehnt sich nach jener Blume und wird zweifeln, wenn er sie nicht besitzen kann!“

„Das heißt, Du liebst. Und wen?“

„Ich kenne sie nur dem Namen nach. Ilse Thal.“

„Ich kenne den Namen nicht,“ erwiderte der Greis nachsinnend. „Ich will Dich auch nicht fragen, ob sie schön ist, doch Eines will ich fragen, ist sie Deiner an Geist würdig?“

„Die Frage muß umgekehrt werden, und dann verneine ich sie.“

„Ach so!“ entgegnete Vincentius mit einem

kaum merklichen Lächeln. Und nun fing er an zu fragen, und Heinrich, warm geworden, erzählte Alles, was er erlebt. Der Greis hörte der Erzählung des Verliebten geduldig zu, weil er wußte, daß es diesem Bedürfniß ist, sich gegen eine vertraute Seele lang und breit auszusprechen.

„Aus Deiner Erzählung zu schließen, ist sie ein gebildetes, aber unglückliches Mädchen. Doch, mein Freund, sei nicht zu hastig. Suche sie kennen zu lernen, zeige Dich ihr auch in anderer Weise, als in der eines Anbeters. Dann wirst Du auch sie kennen lernen. Mache Dir in keiner Weise Illusionen, die Dein Geschick doch vielleicht erbarmungslos zerstören. Freilich ist in der Liebe schlecht rathen und gar nicht zu helfen, denn Jeder thut doch, was er selbst für gut hält.“

Auch mit Arthur hatte Heinrich eine ernste Unterredung. Arthur hatte gesehen, daß Heinrich jenes junge Mädchen wirklich leidenschaftlich liebte, und nun war er auch der Eifrigste, seinem Freunde beizustehen.

„Aber Du wirst wohl noch nicht wissen, mon cher, daß sie verlobt ist!“

Heinrich fuhr erbleichend auf.

„Daß sie... Sprich noch einmal!“ rief er athemlos.

„Sie ist verlobt!“ wiederholte Arthur, den Freund mitleidig betrachtend.

„Verlobt!“ rief Heinrich und sank in einen Stuhl. „Ewig verloren für mich! Das ist mein Fluch, daß ich stets zum Glücke zu spät komme. Ich liebe, werde geliebt, und nun stellt sich das unerbittliche Schicksal zwischen mich und meine Liebe. Doch was hilft das Klagen, so sagte auch sie; aber ich entsage nicht, ich handle, ich erlinge sie.“

„Erlaube mir eine Frage, Heinrich. Bist Du denn der Liebe des Mädchens so gewiß, daß Du handeln darfst?“

Diese Frage brachte Heinrich wieder in die Wirklichkeit zurück. Auf den siegsbewußten Flügeln der Liebe war er der Zeit vorausgeflogen, unbelümmert, ob er verständig denke oder phantastire.

„Ich? ich habe sie noch nicht gefragt!“

„Ei! und doch so verwegen, als dächtest Du schon an Duell und Entführung! Aber versichere Dich der Liebe des Mädchens, bring' Klarheit zwischen Euch Beide und dann handle. Liebt sie Dich, so achte keine Rücksicht, brich die Ketten, die sie wider ihren Willen an einen ungeliebten Mann fesseln.“

„Das werde ich, und sollte ich im Kampfe untergehen.“

„Und doch giebt es peinliche Momente in der Sache. Wie leicht ist es möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Hsen aufgetrochirte Bräutigam das Mädchen zärtlich liebt, und daß Du, wenn Du sie trennst, eines ehrenhaften Mannes Lebensglück zerstörst!“

„Wenn er sie liebt, wird er ihr freien Willen lassen. Oder kann er sich ihrer freuen, wenn er weiß, daß sie ihm widerwillig gefolgt?“

Arthur zuckte die Achseln. „Ich weiß keine Antwort darauf. Aber übereil' Dich nicht.“

„Ha! Du sprächest nicht in so nüchternem Tone, wenn Du in meiner Lage wärest. Das ist ein unsäglich bitteres Gefühl, ein Mädchen wahrhaft zu lieben und sie nie besitzen dürfen. O und der Gedanke, daß ein Anderer sie berühren wird, das könnte mich rasend machen.“

Arthur schwieg. Welche Antwort sollte er auch geben? Er bedauerte seinen Freund, denn er kannte die Sachlage, wußte, daß Hsens Verlobter nie zurücktreten würde.

„Ich rathe Dir, Heinrich, noch kein Versprechen zu geben. Wie leicht ist es möglich, daß Du, dessen Augen jetzt von der Gluth der

ersten Liebe geblendet sind, sie später mit ganz anderen Augen betrachtest.“

Heinrich lachte wie toll.

„Das scheint Dir lächerlich. Und doch ist diese Eventualität ein Factor, mit dem Du rechnen mußt, wenn Du nicht Deine ganze Lebensrechnung verderben willst. Bedenk', ein Versprechen bindet Dich auf ewig. Wenn Du Dich gebunden, getäuscht fühlst, werden die Schwingen Deines Geistes, auf denen Du jetzt rüstig den Sprossen des Ruhms aufsteigst, erlahmen und Du wirst auf halbem Wege zurückbleiben. Also prüfe und versprich nichts!“

Heinrich gab nach und versprach, Arthur seine Beobachtungen mitzutheilen.

Ilse saß am Fenster und blickte sinnend auf den Garten hinaus. Aber die herrliche Aussicht, der ambrossische Hauch, der von den Blumen aufstieg, das Gemurmel der Wellen, die bläulich dunkel an der Seite des Gartens hinwogten, der lustige Gesang der Vögel, der aus dem Garten zu ihr heraufdrang, und das bunte Gewimmel auf dem Schloßplatz vermochten ihr heute kein Lächeln abzugewinnen.

Sie wandte ihren Kopf ein wenig, und ihr

Blick fiel auf den Lindenbaum, der seine Zweige vor ihrem Fenster ausbreitete. Eine Drossel saß auf einem Aste, der fast bis in ihr Zimmer reichte, und schaute sie mit den klugen Auglein vertraulich an. Aber sie sah es nicht. Ihre Gedanken, sonst so gern bei den Schönheiten der Natur weilend, haften heute nur an einem einzigen Gegenstande, bei Heinrich. Der junge Mann hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Er war der Erste gewesen, der sich ihr nicht lech und fade schmeichelnd genah; seine Rede hatte Zeugniß gegeben von der hohen Bildung seines Geistes, seinem selbstständigen Charakter und strengsten Wahrheitsliebe. In Gedanken verglich sie ihn mit ihm, dem sie ein ganzes Leben — ein Leben ohne Liebe, angehören sollte. Jener war gewiß ein gelehrter Mann, seine Stellung war eine hohe, sie war weit gesicherter als die des jungen Studenten, auch war er der Welt nur als ein durchaus rechtlicher Mann bekannt. — Aber es schauderte Ilse vor diesem Abgrund von Egoismus, der sich ihr im Herzen jenes Mannes geöffnet. Ihn kümmerte ihr Glück nicht, nur sein eigenes. Es schmeichelte ihm vielleicht sogar, ein Weib zu besitzen, das Alle anbeteten, Viele begehrtten, und

doch nur ihm gehörte. Ilse erhebt bei dem Gedanken, ein Schaustück des künftigen Mannes zu sein. Ihr Stolz bäumte sich dagegen und ihr Stolz ließ sie ihre Ohnmacht desto mehr empfinden.

Ihr Blick fiel auf ein Gemälde, das über dem Sopha ihr gegenüber hing. Es war ein ziemlich altes Portrait, und meisterhaft ausgeführt. Es stellte eine Dame in jenen Jahren dar, wo die aufkloppende Mädchenseele zu ahnen beginnt, daß es nicht gut, wenn der Mensch allein sei; in jenen Jahren, wo ein unerklärliches Sehnen sich in dem jungen Herzen regt, und das Mädchen glaubt, die Sehnsucht wäre nie zu stillen. Das Portrait hatte eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Ilse. Es waren dieselben feinen aristokratischen Züge, dasselbe goldige Haar, derselbe milde Zug um den Lippen. Aber der traurige Zug fehlte, der sich um Ilse's Lippen gelagert. Ilse's Blick ruhte lange auf dem von der Sonne hell erleuchteten Bilde; ihre Augen füllten sich mit Thränen und leise begann sie zu murmeln: „O gute Tante, wandeltest Du noch unter den Lebenden, dann wäre Vieles anders. Dann säße Deine Nichte nicht hier, ihre Lage und ihr Dasein verwünschend. Du hättest mich

nicht verkauft, wie sie es gethan, die ich nicht schelten darf, die ich segnen muß. O jetzt verstehe ich jene Thränen, die Dir aus den Augen flossen, als Du mich eines Abends in Deine Arme drücktest und flüsterdest: „Laß Dich nie in Ketten schmieden, die Du selbst nicht gesucht.“ Und ich bin gebunden, darf nicht an Jenen denken, dem mein Herz gehört; ein Anderer gebietet über meine Gedanken und Träume. Und doch... hab' ich Jenem gesagt, ich liebe Dich? Nein, mein Herz gehört ihm nicht, er hat es sich geraubt, und es kann von ihm fliehen, wenn es will.“

Ein leichter Schritt schwebte die Treppe hinauf, gleich darauf öffnete sich die Thür und Emilie hüpfte herein. Sie war recht sommerlich gekleidet und sah in der That wie ein Schmetterling aus. Und dieser Schmetterling war sehr gesucht bei den Sammlern, aber noch keinem war es gelungen, ihn in sein Netz zu bekommen, und der Schmetterling hatte auch einst ganz energisch erklärt, er ließe sich nur fangen, wenn es ihm gefiele.

Nach einer herzlichen Umarmung Isens setzte sich Emilie an ihre Seite und suchte eine Arbeit hervor.

„Was arbeitest Du denn da, Ilse? Ein Schlummerkissen? Ach für ihn!“

„Für wen?“ fragte Ilse.

„Nun, für Deinen Verlobten. Wie glücklich Du bist, Ilse, ich beneide Dich wirklich. Bald wird man Dich anders nennen müssen,“ — Ilse entfärbte sich bei diesen Worten — „wirst eine geachtete Stellung in der Welt einnehmen und Frau Professor heißen, derweile ich als alte Jungfer meine Tage vertrauern muß. Doch vielleicht findet sich noch eine gute Seele, die mir von meinem Namen hilft. Aber, Ilse, wann wirst Du heirathen?“

„Ich weiß es noch nicht,“ erwiderte Ilse mit Kälte.

Ohne auf die Trauer Ilsens zu achten, fuhr Emilie munter fort:

„Ich darf Dich doch einmal besuchen, wenn Du als gute Ehefrau wirthschaftest, nicht wahr? Ich möchte Dich gar zu gern einmal in der Haube sehen, das muß Dir reizend stehen. Ach, Ilse, wie glücklich bist Du doch! Aber sag', bei meinem Besuche will ich Dich einmal recht eifersüchtig machen und Dein Männchen tüchtig pouffiren. Ach, das wird ein herrlicher Spaß,“ und sie klatschte übermüthig in die runden Hän-

Hen. „Es muß doch schön sein, so einen Verlobten zu haben, der einem Alles zu Willen thut, und jeder unserer Baunen nachgibt.“

„Für mich nicht! Ich thue meinem Verlobten Vieles zu Liebe.“

„Oh! Aber ich nicht! Nein, ehe ich meinem künftigen Manne — ach, hätt' ich ihn erst — etwas zu Gefallen thue, muß er auf den Knieen zu mir rutschen und bitten, flehentlich anhalten!“

Und sie kroch hin zu der verloren lächelnden Ilse und hob flehend die Hände auf.

So wenig lachlustig Ilse auch heute gestimmt war, mußte sie doch lachen über die Energie, mit welcher Emilie diese Worte sprach. Sie blickte ihr in das offene, lustathmende, gesundheitstrahlende Gesicht.

„Da will ich Dir einen Rath geben, Emilie, nimm den kleinen Doctor Zimpel.“

„Gott steh mir bei! Nur den nicht. Lieber will ich ewig Emilie Hempel bleiben als Frau Zimpel heißen. Aber 'mal weiter, vielleicht hast Du einen Andern für mich! Ich bin heute äußerst unternehmend!“

Ilse ging auf den Scherz ein, der sie we-

nigstens für einige Zeit von ihren Gedanken befreite.

„Zum Beispiel Arthur von Drefeld,“ sagte Ilse.

Emilie warf die Lippen auf und lachte hell heraus.

„Höre mal, Du hast den Unpassendsten zuerst genannt! Ich, Arthur von Drefeld. Nein, mein Mann muß treu sein wie ich, das heißt, wie Gold. Arthur aber ist es nicht. Ich danke.“

Ilse nannte noch Mehrere, aber Keiner convenirte; der wählerischen Kleinen. Endlich sagte Ilse:

„Nun verzweifle ich, Emilie, daß ich einen guten für Dich finde. Ich habe alle Register unserer jungen Männer durchlaufen, aber es ist keiner mehr da. Du mußt Dich also resigniren.“

„Du hast noch einen vergessen.“

„Und wen?“ fragte Ilse, der das Blut in die Wangen stieg.

„Unsern getreuen Palabin von Montag Abend.“

„Auf den hast Du es abgesehen?“

„Sehr stark sogar. Er gefällt mir, ist hübsch

und agil; vielleicht wohl ein wenig pedantisch und schrecklich gelehrt, aber das macht bei mir nichts aus, ich will ihn schon bilden.“

„Dann hast Du den Unrechten gewählt, Emilie. Er scheint einen eben so harten Kopf zu haben, wie Du!“

„Uebrigens ist er ein angenehmer junger Mann, und verspricht ein treuer Gatte zu werden. Was meinst Du, soll ich einmal meine Angel nach ihm auswerfen?“

„Emilie, wie leichtfertig Du sprichst!“

„O, Ilse, schnell, sieh' mal in den Spiegel! Du machst in diesem Augenblicke wahrlich ein Gesicht, wie Themis, die Göttin der Gerechtigkeit. Nun, versuchen will ich es und ich getraue mir wohl, den Gelehrten in die Fessel meiner Liebenswürdigkeit zu schlagen. Er gefällt mir wirklich ausgezeichnet. Ob er gut tanzen kann! O gewiß, sonst wäre er Arthur's Freund nicht. Dreffelb, hu, welch' häßlicher Name, aber rüftig gefällt mir, also rüftig vorwärts auf Amor's Bahn. Aber schöner wär' es doch, wenn er mir den Hof machte, und am Ende —“ bei diesen Worten neigte sie nachdenkend und erröthend ihr Lockenköpfchen — „wäre es auch passender: Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, mein

Fräulein?“ „„O nein, ich danke Ihnen, aber ich kann den Weg allein finden.““ Und dann stände er ganz verblüfft da. Wäre das nicht reizend? O das Leben ist süß!“

Und sie klatschte in die Hände, lehnte sich in ihren Stuhl zurück, und lachte aus vollem Halse. Wieder blickte Ilse in das lebensluststrahlende Gesicht Emiliens, das nichts von einer ernstern Auffassung des Daseins verrieth. In einer solchen Stimmung war Ilse nie gewesen; sie hatte nie ihren Geist über die Sorge des Lebens erheben können und ein bitterer Schmerz zog durch ihre Seele, Trauer um das verlorene Jugendglück.

„Und dann endlich,“ fuhr Emilie weiter fort, „erhört man ihn, und... nun, das Andere findet sich. Ja, der Rüstig, woher ist er?“

„Genau kann ich es nicht sagen. Ich glaube, aus S.“

„O weh! Kann aus S. auch etwas Gutes kommen? Aus jener Stadt, die in der Cultur noch um zwei Jahrhundert zurück ist? Doch man sieht es ja, Rüstig straft den Saß Lügen und man soll den Baum nicht vor der Frucht schimpfen. Rüstig ist Philolog, nicht wahr?“

„Ich glaube.“

„Aber ein Slav des Buchstabens wie unser dünne Beckhoff ist er nicht.“

Ilse wandte das sie peinlich berührende Gespräch auf andere Gegenstände, und gab damit den Gedanken der widerstrebenden Emilie eine andere Richtung. Dann empfahl sich Emilie.

Auf dem Wege begegnete ihr der Gegenstand ihrer Gedanken, Heinrich, und wurde bei seinem ehrerbietigen Gruße mit einem gnädigen Blicke beschenkt. Arthur hingegen, der Emilie weniger unterwürfig grüßte, sondern sie im Gegentheil recht unternehmend anblickte, wurde sehr von oben herab angesehen; was den jungen Mann veranlaßte, ihr bis zu ihrem Hause nachzufolgen und dann starr wie ein Posten dort stehen zu bleiben. Emilie aber stand lächelnd hinter der Gardine und fand, daß Arthur doch eigentlich ein hübsches, interessantes Profil habe; und im Eifer mehr zu sehen, verließ sie ihr Versteck und stellte sich in das geöffnete Fenster. Arthur als wenn er geahnt hätte, was oben vorging, drehte sich um, sah sie stehen, grüßte diabolisch lächelnd und promenirte weiter.

Emilie aber ballte ihre kleinen Fäustchen und

drohte dem Fortschleudernden nach. Arthur aber murmelte vor sich hin: „Ich kriege Dich doch, Du kleine Hexe, und schlage Dich mit Deiner eigenen Waffe.“

Sechstes Kapitel.

Der Tag war da, nach dem sich Heinrich so lange gesehnt, der Tag, an dem Heinrich Ilse wiedersehen sollte. Als es Abend geworden, kleidete er sich an und holte Arthur ab. Es war keine geladene Gesellschaft und deshalb der Kreis kleiner als neulich. Heinrich wurde zwischen Emilie und Ilse gesetzt, während Arthur, dem ein Platz an der Seite der Frau Doctor zugebacht war, sich durch einen Gewaltstreich neben Emilie placirte. Heinrich's Interesse für Ilse zeigte sich in tausend kleinen Aufmerksamkeiten, die ein blindes Auge für bloße Höflichkeit ansieht, das Auge der Liebe aber für einen Ausdruck der innigsten Zuneigung erkennt. Ilse nahm Alles freundlich auf und ermunterte ihn durch manchen gnädigen Blick. Sie ging auf seine Gedanken ein, manchmal entfloß sogar ein leichter Scherz

dem Gehege ihrer Zähne und forderte Heinrich auf, Gleiches mit Gleichem zu erwidern. Ilse ging ganz in dem Gedanken auf, mit dem geliebten Manne plaudern zu können, ohne ihre bräutlichen Pflichten zu verletzen. Sie verkehrte mit Heinrich fast ausschließlich, was um so unbemerkter gelang, als die ganze Gesellschaft sich an dem munteren, ausgelassenen Treiben Arthur's und Emiliens ergötzte.

Der Abend war herrlich. Durch die geöffneten Fenster drangen ambrosische Nachtdüfte in das heiße Zimmer; der Schlag einer Nachtigall ertönte und lud ein zum Jubel im Freien.

Die Frau Hasberg machte den Vorschlag, in den Garten hinabzugehen und dort einige Flaschen Wein zu köpfen. Alle, besonders die junge Welt, gingen mit Enthusiasmus auf diese Idee ein. Arthur schlich sich hinaus in den Garten und arrangirte schnell eine kleine italienische Nacht mit Dampions und einem Musikcorps, aus der Dienerschaft gebildet, das beim Einzug der Gesellschaft ein höllisches Charivari aufführen sollte.

In den Saal zurückgekommen, schlich sich Arthur an Emiliens Seite und bot ihr beim Aufbruch seinen Arm, dasselbe that Heinrich bei

„Hsen. Ein „Ah“ entrang sich jedem Munde, als man die kleine Laube in dem bunten Lichte der Lampions schimmern sah.

„O wie reizend!“ rief Emilie, ließ den Arm ihres Begleiters fahren und eilte voraus in das Gebüsch.

Aber Arthur war durchaus nicht gewillt, seine schöne Beute so schnell fahren zu lassen. Er eilte ihr nach und erhaschte eins ihrer flatternden Flügel.

„Ah! der Schmetterling ist gefangen!“ rief er.

„So?“ erwiderte sie schnippisch und erhob den Kopf mit einer unsäglich verachtenden Miene. „Sie sehen mir gar nicht danach aus, als ob Sie mich fangen könnten. Sehen Sie —“

Wirklich flog sie schon wieder vor ihm her in das Bosquet. Arthur eilte der Spur des vor ihm schimmernden Kleides nach. Es war eine tolle Jagd über Blumenbeete, durch dicke Büsche um die Laube herum. Endlich erlahmte das Wild, setzte sich unter einem Baum in das schwellende Moos und erwartete den wilden Jäger.

„Darf ich mich neben Sie setzen, schöner Schmetterling?“

„Wenn noch Platz da ist.“

„Platz für Beide hat die Moosbank!“ decla-

mirte Arthur und setzte sich, vielleicht aus einem entschuldbaren Versehen, dicht an Emiliens Seite.

„Ein lieblicher Platz für Liebesleute,“ fing Arthur an. „Was meinen Sie, Fräulein Emilie, sollten nicht auch wir uns den Thorheiten der Jugend hingeben und eine Liebescomödie anfangen, die mit zwei gebrochenen Herzen schließt?“

„Der Schluß ist poetisch, aber ich bin ein wenig sentimental, und möchte gern, daß...“

„— sie sich kriegten?“

„Nun ja.“

„Aber davon wollen wir absehen. Was meinen Sie zu meinem Vorschlage?“

„Wenn Sie nur nicht eine solche Habichtsnase hätten.“

„Nun, die Offenheit gefällt mir. Aber, schönes Fräulein, ich habe gewiß damals — Sie wissen, wo! — in ungünstigem Lichte gestanden, deshalb schlage ich vor, daß Sie mich noch einmal einer genauen Besichtigung unterziehen, dann wird sich zeigen, ob Sie recht gesehen...“

Emilie blickte ein wenig scheu auf den ledigen Jüngling, der sich von Göthe's bekanntem Spruche nur den zweiten Theil gemerkt zu haben schien. Seine Art und Weise mißfiel ihr indeß durchaus nicht, und wie sie ihn jetzt betrachtete, wie

er mit geistblitzenden Augen neben ihr saß, glaubte sie ihn doch ganz erträglich, sogar schön zu finden.

„Hm!“ sagte sie. „Ihre Augen haben keinen beständigen Glanz, sie haben nicht die Farbe der Treue.“

„Und doch bin ich treu auf — vier Wochen.“

„O wie abscheulich!“ klagte sie.

„Wie gesagt, Schönste, wenn Sie Lust haben, auf vier Wochen eine harmlose Liaison mit mir anzufangen, so habe ich meinerseits nichts dagegen zu erinnern.“

„Aber jetzt wird es zu arg!“ rief Emilie und sprang auf.

„Nein, so kommen Sie nicht fort,“ erwiderte Jener, zog sie an der Hand zurück an seine Seite und umschlang die rundliche Hüfte.

„Ach, lassen Sie!“ rief Emilie, und machte den allerdings wenig energischen Versuch, den Arm des unwiderstehlichen Jünglings abzuschütteln.

„Sie sind gefangen. Ruhig, Liebchen, Sie kommen mir nicht wieder los. Nun will ich Sie einmal betrachten. Braune Augen — das gefällt mir, blonde Haare, auch nicht übel, und so ein liebes, rundliches Gesichtchen, mit einem allerliebsten Mündchen —“ Hier hob Arthur das runde Kinn der widerstrebenden Emilie in die

Höhe, sah ihr ein wenig scharf in die halbgeöffneten rehbraunen Augen und drückte rasch einen Kuß auf die feurigen, schwellenden Lippen. Emilie aber sprang auf wie ein Reh, das der Jäger vom Lager aufgeschreckt, und entfloh.

Arthur lachte leise in sich hinein und folgte. „Der Anfang ist gemacht!“ sagte er kaltblütig. „Ich glaube verdammt, daß ich das Mädchen liebe.“

Man hatte die Weiden, den Jäger und sein Weib, schon lange vermißt, und rief Weiber Namen. „Hier bin ich ja,“ rief Emilie und hüpfte mit hochgerötheten Wangen in den Kreis.

„Wo waren Sie denn? Sie glühen ja, als ob Sie aus dem Bratofen kämen.“

„O,“ sagte Arthur, hinzutretend, „Fräulein Emilie und ich haben ein wenig botanisirt...“

„Was haben Sie denn für Blumen gefunden?“ fragte der Doctor mit einem Lächeln, das, wenn es möglich gewesen wäre, Emiliens Wangen noch mehr geröthet hätte. „Vielleicht „sah ein Knab' ein Röslein stehn“? fuhr der unbarmherzige Doctor fort. „He, Baron, he, Emilie?“ Alles lachte.

„Pfländerspiele!“ rief eine Stimme, und Alle stimmten jubelnd ein. Man eilte auf einen Rasen-

platz und hing die Lampions an nebenstehende Bäume. Die älteren Herren und Damen stellten sich umher und blickten dem Getümmel der tollen Jugend zu.

„Nicht wahr, Männchen,“ sagte die Frau Doctor, „Du hast Dir beim Pfänderspiel auch manchen Kuß von mir geholt, und wurdest dadurch so verwegen, daß Du Dir auch außerhalb des Spieles welche raubtest?“

„Und zuletzt Dich selbst,“ erwiderte der Doctor und umschlang seine Gattin.

Arthur stand tollmüthig inmitten des Kreises und ließ zahlreiche Pfänder in Emiliens Schooß abliefern. Manches erwartungsvolle „Ah“ schlich sich aus vieler Munde, als es endlich an's Pfänderauslösen ging. Und der Zufall fügte, wie es Allen genehm war. Arthur erhielt Küsse von Emilie, Heinrich von Ilse. Aber Arthur wurde die Geschichte bald langweilig, und er schlug vor, die Pfänderspiele aufzugeben und gleich zum Küssen zu schreiten, ein Vorschlag, der von den Herren lebhaft begrüßt, von den Damen jedoch abgewiesen wurde.

Man brach endlich auf, und die Paare zogen ab, wie sie eben der Zufall zusammengeführt. Arthur verwickelte die an seinem Arme hängende

Emilie in ein höchst interessantes Gespräch, so daß Emilie's Aufmerksamkeit sich zuletzt lediglich auf das Gespräch richtete, und sie nicht bemerkte, wie Arthur einen ganz anderen, als den Heimweg mit ihr einschlug. Endlich, als die Bäume der Allee sie umfingen, wurde sie ihres Irrthums gewahr. Sie klagte Arthur scheinbar an. Dieser aber war durchaus nicht verlegen um Entschuldigungen, wußte vielmehr seine Vertheidigung so brillant zu führen, daß ihm nicht nur vollständige Verzeihung, sondern auch ein Kuß zu Theil wurde.

„Eine Liebshafft in optima forma,“ sagte Arthur, nachdem er von Emilie Abschied genommen und den Platz eines Rendezvous bestimmt hatte. „Die Rolle ist nicht übel, wenn sie nur nicht anstandshalber mit einer Heirath schließen müßte. O Himmel, es ist doch ein erbärmlicher Gedanke, daß man einmal dreißig, vierzig Jahr alt wird, und durch Weib und Kinder gefesselt ist. Brrr!“

Und er ließ sich in einer Kneipe nieder, wo ihm Pempel's glühendes Gesicht entgegenleuchtete.

.....

Ilse horchte den Reden Heinrich's, der ihr von unseren schönen Volksliedern erzählte, wie

sie in unnachahmlicher Weise die Stimmung eines Verliebten wiedergeben.

„Aber das Schönste unserer Lieder, das herrlichste, am meisten zum Herzen bringende ist jenes von den beiden Königskindern, die nicht zu einander kommen konnten, weil das Wasser zu tief war. Und das Lied bleibt ewig wahr! Wie Viele, die sich lieben, stehen getrennt von einander, ewig fließt zwischen Beiden das tiefe Wasser, das sie zu einander nicht kommen läßt. Das ist das schmerzlichste Gefühl, das eine Menschenbrust durchwühlen kann.“

„Sie sprechen, als wenn Sie diese Schmerzen an sich selbst erfahren hätten,“ erwiderte Ilse mit bebender Stimme.

„Ich habe sie erfahren, und noch jetzt durchwühlen sie mein Herz!“ rief Heinrich mit ausbrechender Leidenschaft. „Ich schwebe in diesem Zustande zwischen Sein und Nichtsein. Ich liebe ein Wesen, liebe es mit all’ der Innigkeit, deren mein Herz fähig ist, und nun stellt sich ein unübersteigliches Hinderniß zwischen uns Beide, ein Hinderniß, das uns trennt auf ewig. Entsetzliches Schicksal! Noch nie hatte der Sonnenschein der Liebe mein Herz bestrahlt, und nun, da sie in aller Pracht und Größe vor mir auf-

geht, wird sie von einer dunkeln Wolke überschattet."

„Aber nicht für ewig,“ antwortete Ilse, mühsam nach Fassung ringend. „Einmal durchbricht die Sonne mit Macht das dunkle Gewölk und sie wird Ihnen schöner leuchten, wie zuvor.“

„Das wird sie nicht! Aber entsagen müssen, entsagen, o das ist bitter, das ist ein schleichen-des Gift für ein junges Herz.“

„Und doch kann man es. Auch ich habe es versucht, und es ist mir gelungen. Entsagen Sie. Nähen Sie sich nicht liebebeißend dem Mädchen. Lassen Sie ihr den Frieden ihrer Seele, stören Sie nicht Stürme auf in ihrer Seele, die kein Gebot und keine Macht wieder bewältigen kann.“

Es war eine solche Innigkeit und eine solche schmerzliche Empfindung in ihrer Stimme, daß Heinrich nicht zweifeln konnte, sie habe ihn verstanden.

„Aber gestehen will ich es ihr,“ sagte Heinrich, „ich gehe sonst unter in diesem Gewoge von Empfindungen. Sie sind es, Ilse, die ich liebe.“ Ilse lauschte mit Entzücken den süßen, verführerischen Worten, denen ihr Ohr zu leihen, eine geheime Stimme ihr verbot.

„Sie sind es, die jetzt meine Seele erfüllt! In Ihnen ging mir eine Sonne auf, die sich aber bald wieder meinen Blicken entzog. Denn ich weiß es, Ilse, Sie sind verlobt. Ich darf Ihnen nicht liebend nahen, darf Ihnen solche Worte nicht sagen, wie ich es gethan. Verzeihen Sie mir, verzeihen Sie meine Leidenschaft, die sich unwiderstehlich Bahn bricht.“

O schweigen Sie, schweigen Sie! Jedes Ihrer Worte verwundet mich. Mein Leben ist nicht so sonnenhell, wie es Manchem erscheint, und ich bin wahrlich nicht so zu beneiden, wie manches junge Mädchen es thut.“

„Wie?“

„Wenn man mit Schrecken seiner Zukunft entgegensteht.“

„Mit Schrecken? Einem Manne...“

„Den man nicht liebt,“ rief Ilse leidenschaftlich. „Nein, ich liebe ihn nicht, Sie liebe ich, ich sage es frei. Ihnen gehört mein Herz, es ist ein Unrecht, aber bin ich Herr über meine Regungen und Gefühle?“

In den Bäumen der Allee, in die sie jetzt eingetreten, rauschte es geheimnißvoll, wie Liebesgeflüster des Nachtwindes — und Heinrich, ihm schwindelte bei diesen Worten. Vor ihm that

sich eine Welt auf von Glanz und Glück. Er breitete die Arme aus, Ilse zu umfassen, er rief ihren Namen und sie lag in seinen Armen, aufgelöst von Schmerz und Leidenschaft. Ja, wie ein Sturm hatte sie sich Bahn gebrochen, daß ihr ganzes Leben darunter zu erliegen drohte. Heinrich zog wonnedurchströmt die Webende neben sich auf die Bank, und flüsterte ihr tausend Worte der Liebe zu. Ueber ihnen schmetterte eine Nachtigall ein triumphirendes Lied hinaus in die ambrosische Nacht. So schwand ihnen in süßen Gesprächen die Zeit, bis auf einmal vom Thurme die Uhr Mitternacht verkündigte. Ilse erhob sich eilends und entzog sich Heinrich's umschlingenden Armen. Er begleitete sie nach Hause und sie gab ihm das Versprechen, Donnerstag wieder zur Stelle zu sein.

Wer den ruhigen, gemessenen Heinrich früher kannte, hätte sich gewiß gewundert, welche Metamorphose mit ihm vorgegangen. Er, dem pedantische Pünktlichkeit sozusagen zum Lebensbedürfnis geworden, der jeden Tag für verloren hielt, an dem er nicht das Eine oder Andere durchgearbeitet — er befand sich jetzt in einem Zustande, der ihm jede geistige Arbeit unmöglich machte. In manchen Augenblicken durchbrang

ein unnennbares Gefühl seine Brust; es war, als wolle das übervolle Herz sein Gefängniß sprengen; es war ein Uebermaß von Glück und Liebe. Sie war sein, sie, die Reizendste, Geistvollste ihres Geschlechtes, sie selbst hatte es ihm gestanden und tausendmal wiederholte er sich die berausenden Worte.

Und Ilse? Nach Hause zurückgekehrt, schwelgte sie in den seligsten Empfindungen, aber es mischte sich doch mancher Mißlaut in die selige Harmonie. Es überkam sie eine entsetzliche Angst, das Gefühl, ein Unrecht begangen zu haben, drängte sich ihr unheimlich auf. Sie hatte sich ihrer Leidenschaft rückhaltlos hingegen, hatte dem geliebten Manne offen ihr Herz dargelegt — war das nicht ein Meineid? Hatte sie nicht, als sie dem, wenn auch nicht geliebten Manne die Hand reichte, ihm nicht auch Treue gelobt? Und hatte sie dies Versprechen jetzt nicht schmähslich gebrochen? — Aber hatte man sie nicht gezwungen zu diesem Versprechen? Hatte ihr Herz nicht laut „Nein“ gerufen, während ihr Mund widerwillig „Ja“ sagte? Und sagte nicht selbst der Volksmund: gezwungener Eid thut Gott leid?

Ach, und Ilse's Herz erhob sich bei dem

Gebanken, daß das Herz des herrlichen Mannes, den so viele Frauen verehrten und begehrten, ganz ihr gehöre, daß er sich ihr genah, die sich bescheiden stets im Hintergrunde gehalten und nicht zu glänzen gewußt hatte. „Bin ich denn seiner würdig?“ fragte sie sich. „Erreiche ich mit meinem schwachen Geiste den hohen Schwung seiner Gedanken?“

Aber es gelang ihr nicht, die Unruhe ihres Herzens zu betäuben. Immer wieder drängte sich ihr der Gedanke an ein begangenes Unrecht auf, sie schwebte in einem peinlichsten Zustande.

Da nahm sie ihre Zuflucht zu dem, was sie in allen Lagen des Lebens für das nächste hielt: zum Gebete.

Und sie fand die Ruhe, die sie gesucht. Sie nahm sich vor, Donnerstag nicht hinzugehen, und wenn er ihr begegnete und ihr Untreue vorwürfe, so wollte sie ihn, wenn auch mit blutendem Herzen, bitten, zu entsagen, ihre Wege nicht wieder zu kreuzen, denn sie fühlte, daß der Weg, den sie einmal in blinder Leidenschaft betreten, in's Verderben führte. Seine Freundin wollte sie sein, aber nimmermehr durfte sie seine Geliebte werden. Sie wollte ihn bitten, zu vergessen, was sie ihm gesagt, und er, er war ja

edel und liebevoll und gütig, und seine Liebe zeigte sich ja dann am höchsten, wenn sie der Geliebten zu Liebe entsagte.

Und wie Dolchstiche durchdrang es ihr Herz, als sie an Entsagung dachte. Als sie jenem ungeliebten Manne ihre Hand reichte, hatte sie auch entsagt, entsagt auf die Freuden einer ihr gleichgültigen Welt, und es war ihr leicht geworden; aber jetzt galt es einer Liebe entsagen, die ihr mit ihrem Leben so innig verwachsen schien, daß Eines ohne das Andere nicht bestehen könne. Ja, das war das Leid der KönigsKinder, die zueinander nicht kommen konnten, und auch an ihr zeigte sich der Fluch. Bittere Thränen flossen über die erblassenen Wangen. Sie stand auf, ging an ihren Schreibtisch und nahm Papier und Tinte heraus. Sie wollte an Heinrich schreiben. Sie fühlte sich auf einmal beruhigt und stark. Sie schrieb:

„Geehrter Herr!“

O wie schwer kam es ihr an, so kalt, so nüchtern zu beginnen! Wie gern hätte sie den ganzen Ausdruck innigster Liebe in ihre Worte gelegt; so schrieb ja auch ein Kaufmann, der einem Geschäftsfreunde die Ankunft dieser oder jener Waare anzeigt. Aber sie schrieb weiter,

und die Buchstaben standen kalt und todt da. Wer aber zwischen den Zeilen zu lesen verstand, der fühlte, daß diese Worte ein liebendes Weib mit ihrem Herzblut geschrieben, daß es der letzte Lebensschrei eines Wesens sei, das aller Freude und Erdenlust entsagen wolle.

Der Brief war fertig und sie überlas ihn noch einmal. Aber dachte sie, ist es nicht Feigheit, auf diese Weise der Gefahr entrinnen zu wollen? Und der Brief lag in Stücken zu ihren Füßen.

Siebentes Kapitel.

Es war Donnerstag Abend, als sich Heinrich unter der Linde einfand. Sein Herz klopfte in unbändigen Schlägen, sein Gehirn hämmerte und die Füße versagten fast ihren Dienst. Die bestimmte Stunde schlug, aber noch ließ sich Niemand sehen. „Vielleicht wird sie noch durch eine Freundin zurückgehalten,“ sagte sich Heinrich. Aber durch sein Herz zog eine leise Ahnung, als wenn ein Glück, ein lang ersehntes, sich den haschenden Händen entzieht. Er ging auf und ab. Seine Gedanken schwärmten von einem Gegenstand zum anderen, keinen vermochte er festzuhalten. Und es verging Stunde auf Stunde, sie kam nicht. Heinrich fühlte eine quälende Unruhe. Aber er blieb wie festgebannt auf dem Platze. Da schlug es zehn. Es war gewiß, jetzt

Kam sie nicht mehr. Heinrich stand auf, drückte die Hand gegen seine Brust und sagte:

„Eine Illusion weniger! Auch sie ist verschwunden, auch diese Hoffnung ist wie ein Traum verflogen. Sei es, das ist ein weiterer Schritt zur Weisheit, wie Vincentius sagt. Durch Entsagung zum Frieden, das ist der rechte Weg. Ha! Thor, wer den schmeichlerischen Worten eines Weibes glaubt, er wird betrogen! Thor, wer in den Worten eines Weibes etwas Anderes sucht, als Eitelkeit, nie zu stillende Eitelkeit! Thor, wer an Liebe glaubt, und dreimal Thor, wer selbst liebt! Hinab, hinab mit dieser Liebe. Vergessenheit bedecke sie. Ich will mich stürzen in den Sturm des Lebens und vergessen der Thorheit der Jugend! Ja, ich will mich dem Dienste der Menschheit widmen, dem Wohle Aller, aufgehen will ich in der großen herrlichen Idee, Wohlthäter der Menschheit zu werden durch das lebendige Wort und anfeuernde That. Sie soll meine Geliebte werden und ich will mit ihr siegen oder untergehen!“

Er sprach da Worte aus, vor denen er in ruhigerer Stimmung selbst erschrocken wäre. Aber die Gluth, die in seinem Inneren wühlte, suchte sich einen Ausweg und einen furchtbaren Aus-

weg. Er setzte sich auf die Bank zurück, der kühle Nachtwind spielte mit seinen Haaren und kühlte die brennende Stirn. Er lehnte sich gegen den Baum und blickte in die düstere Gegend hinaus. Es war eine weite Fläche, von tiefen Sümpfen durchzogen, und auf ihnen tanzten kleine Lichter, von denen man sagt, daß sie den nächtlichen Wanderer in die Tiefe ziehen. Hier und dort tauchten sie auf und verschwanden eben so schnell.

„So geht es auch mit euch, trügerische Hoffnungen!“ rief Heinrich, „auch ihr wandelt vor den Augen des Erdenpilgers auf und ab, täuscht ihn durch den Schein und Wahrheit und führt ihn endlich in Sümpfe, aus denen ihn keine Hand mehr zu retten vermag. So geht es dem Menschen, er ist ein Spiel seiner Illusionen und Leidenschaften, die ihn weit ab führen von dem Wege seiner Bestimmung. Auch ich habe mich verführen lassen, einmal, aber nimmer verlockt ihr mich wieder.“

„Ah! schön gedacht, auf Ehre, liebes Irrlicht auf Amors düsteren Pfaden! Wer ist's, der da sitzt trübselig auf hölzerner Bank und finstere Gedanken umwälzend in seinem Gemüthe?“

Es war Arthur, der eben von Emilie kam.

„Vermuthlich hattest Du ein Rendezvous und die Erwartete hatte sich nicht gezeigt?“

Heinrich schwieg. Wie gern er sich auch durch ein offenes Geständniß von seinen Leiden befreit hätte und er wußte, daß er bei Arthur ein mitfühlendes Herz fand, fühlte er sich durch Arthur's Ton doch nicht bewogen, zu antworten.

„So sprich doch, oder soll ich es Dir sagen?“ fuhr er in ernsterem Tone fort. „Ich weiß Deine Geschichte, obgleich Du sie als tiefes Geheimniß behandeltest. Ein so offenes Gemüth, wie Du, ist überhaupt nicht im Stande, mysteriös zu sein. Du hattest mit Ilse Thal ein Rendezvous verabredet, und sie ist nicht gekommen, nicht wahr?“

„Du hast Recht!“

„Und nun bist Du verzweifelt und möchtest alle Schuld auf sie schieben?“

Heinrich erzählte Alles und sein Herz wurde selbst milder gestimmt gegen Ilse.

Arthur hörte aufmerksam an und erwiderte:

„Aus allen dem darfst Du voreilig noch lange nicht den Schluß ziehen, daß sie untreu gehandelt, oder mit Dir gespielt. So weit ich Ilse kenne, ist sie dessen nicht fähig. Vielleicht halten

sie Pflichten zurück, denn Du weißt ja, daß sie verlobt ist."

Beschämt sah Heinrich vor sich nieder. Er hatte nicht mehr daran gedacht. Jetzt erst fiel ihm ein, daß Ilse sich sehr viel vergebte, wenn sie ihrer Leidenschaft folge, und daß er sie jetzt nur um so höher achten müsse.

Arthur fuhr fort.

„Anderen Theils aber bist Du viel zu leidenschaftlich, mon cher ami. Das paßt nicht mehr in unsere Zeit. Du zeigst den Frauen zu viel Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, das macht sie stolz und uns zu Slaven. Oder findest Du es süß, unter dem Pantoffel der kleinhirnigen Dinger zu stehen? Ich meines Theils fasse die Liebe um vieles leichter auf, wie Du. Sie hindert mich weder am Essen und Trinken, noch raubt sie mir den Schlaf. Wird mein Mädchen böse, so warte ich geduldig, bis sie sich bekehrt, gehe ihr aber mit keinem Schritte entgegen. Und das imponirt den Mädchen. So muß man es machen. Indessen ist es vergeblich, Dir solche Rathschläge zu geben, weil Du noch viel zu sehr Naturkind bist und es nicht, wie ich, verstehst, eine Maske zu tragen. Im Uebrigen aber, mon

cher, fühle ich, daß es hier kalt ist, und wir uns einen göttlichen Schnupfen holen könnten."

Wieder fühlte Heinrich den magischen Einfluß des überlegenen Geistes Arthurs. Und auch er kam in tolle Laune, in ein behagliches Gefühl, wie nie; es war ihm, als sei er alles Irdischen ledig und trabe frisch in's Unendliche hinein. Heinrich persiflirte Alles, ironisirte mit den bittersten Worten alles Fühlen und Sehnen; aber der Wiß schien gezwungen, und Arthur sah mehr wie einmal den Freund mit bedenklichen Blicken an.

Auch die Worte des Mönches trugen nicht wenig dazu bei, seinen Schmerz zu lindern und ihn einem stillen Kummer zu überliefern.

„Sieh', mein lieber Freund, in Deinen Jahren hat Jeder die erste Anlage zu einem weltverachtenden Pessimisten. Wenn sich das jugendliche Herz einmal getäuscht sieht, meint es gleich, die ganze Welt wäre schlecht, und man muß gestehen, es liegt in der pessimistischen Weltanschauung ein eigenthümlicher Zauber, dem sich ein tragisch angelegtes Herz, wie das Deine, nur schwer zu entziehen vermag. Der Geist zieht dann mit Wollust den Duft der Todesgedanken ein und berauscht sich darin. Man fängt an zu

philosophiren und kommt schließlich zu dem anziehenden, aber nichts sagenden Resultate, das Nichtsein sei besser als das Sein. Aber wir leben in einer Welt des Handelns. Das Passive wird einfach bei Seite gestoßen, und über es fort stürmt leichten Fußes der Fortschritt. Nein, mein Lieber, handle, und träume nicht. Du stehst vor Deinem Examen, hast Dein Buch vollendet, lebe Deinen Studien weiter, und bedenke, daß, wie Göthe von der Poesie sagt, die Liebe nur des Lebens Begleiterin, nicht Führerin sein darf."

Und Heinrich arbeitete mit eisernem Fleiß und riesenhafter Anstrengung. Mit Leichtigkeit überwältigte er seine Aufgabe und reichte sie zur Prüfung ein. Sein Werk war von einem Verleger angenommen und war in Bälde zu erwarten.

Er hatte Ilse nicht mehr gesehen. Täglich ging er vor ihrem Fenster hinab, aber niemals zeigte sie sich seinem suchenden Blicke. Er ging jeden Sonntag nach Hasbergs, auch dorthin kam sie nicht; es war somit klar, sie wollte seine Gesellschaft vermeiden. Er wollte sie vergessen, aber es war eitles Bemühen.

Zu dieser Zeit erhielt er einen Brief von seiner Mutter. Er las aus den ungeschlachten,

mit zitternder Hand geschriebenen Buchstaben, daß sie krank sei und auf den Tod darniederläge. Er reiste sofort hin, und kam noch zur rechten Zeit an ihr Todesbett.

Wieder durchdrangen ihn Gedanken an die Eternität des Daseins, als er in das leidengefurchte Antlitz seiner Mutter sah. Aber immer noch leuchtete aus ihrem halb erloschenen Auge ein Strahl ihrer unbeschreiblichen Milde und Güte, ein Strahl jener Liebe, mit der sie für das Wohl ihres Kindes Alles, Gesundheit und Leben, geopfert. Sie lag auf dem Todesbette. Ihr mattes Auge schaute mit unendlicher Liebe auf ihr Kind, ihre welke Hand ruhte auf seinem Kopfe und die zitternde Stimme lispelte:

„Ich mußte, daß Du kamst, um Abschied zu nehmen von mir für immer. Aber wie bleich bist Du geworden, und eingefallen sind Deine Wangen — das ist nicht mehr mein Sohn, wie er von mir zog, gesund und heiter. Du arbeitest und studirst zu viel, mein Heinrich, ist es nicht bald genug?“

„Nimmer, nimmer, da giebt es kein Ziel und kein Ende. Aber nicht das Studium ist es, was mich gebeugt, es sind Leiden über mein Haupt

gezogen, die auch den Stärksten überwunden hätten."

Die Mutter sah forschend auf Heinrich und suchte in seinen Augen zu lesen, was er gelitten. Sie schüttelte den Kopf und sagte:

„Was könnten es für Leiden sein, die Dich gebeugt, wenn nicht die Augen eines Weibes Dich getroffen. Hast Du Jemand lieb gehabt?"

„Ich habe es noch."

„Und sie ist für Dich verloren?"

„Für ewig," murmelte Heinrich.

„Armes Kind! Doch nein, Alles läßt sich eringen, was nicht Gott gehört. O Heinrich, richte Deine Gedanken auf Gott! Ihm opfere Deine Leiden, und sieh, es wird Dir leicht, die Last zu tragen. Auch ich habe meine Zuflucht zu Gott genommen, und habe immer Gottes Arme offen gefunden."

Durch Heinrich's Glieder ging ein convulsives Zucken. Vor seinen Augen stiegen die Bilder der glücklichen Jugendzeit auf, wo er auf dem Schooße der Mutter gesessen und den Erzählungen gelauscht hatte von jenem göttlichen Mann aus Nazareth, den man so grausam an's Kreuz schlug, der sich aufopferte für Andere. Er dachte an Thimete, an deren Seite er oft sein

Kindlich Herz zu einer kindischen Bitte zu Gott erhoben. Und alles Das war verloren! Verloren hatte er den Glauben an Gott, verloren den Halt an eine ewig wahre Religion, verloren den Glauben an eine treue, ewige Liebe! O, sein Herz schien ihm jetzt, wo er der Welt als ein großer Mann erschien, so entsetzlich öde, so ohne Halt und Anker, daß er zusammenschauerte und sich sehnte nach der unschuldigen Zeit seiner Jugend!

Ein leises Zucken der Hand seiner Mutter schreckte ihn auf! Er neigte sich über sie, sie athmete langsam und tief. Noch ein Schauer der Glieder, noch ein Blick des erloschenen Auges, noch ein krampfhafter Druck der kalten Hand, und sie war nicht mehr — Heinrich stand allein auf der weiten, liebeleeren Welt.

Er eilte hinaus an den Fluß, lehnte sich an das morsche Geländer der Brücke und blickte sinnend den dahin hüpfenden Wellen nach.

„Ein Stoß, und ich sinke in Vergessenheit, dann ist es überwunden, das schmerzliche Gefühl des Daseins, und Vergessenheit, süße Vergessenheit umfinge mich. Aber noch ist es zu früh, jetzt stehe ich frei in der Welt, es bindet mich keine Rücksicht mehr! Und nun will ich den Kampf beginnen, den endlosen Kampf gegen Lüge

und Heuchelei! Ich werde sie offendecken dem richtenden Auge der Welt. Und sollt' ich untergehen, so weint mir Niemand eine Thräne nach."

Und das Wetter, das lange oben gedroht, brach los, Blitze zuckten hernieder, und der Donner rollte in heftigen Schlägen. Heinrich stand hochaufgerichtet auf der Brücke, der Wind trieb seine Haare in die Höhe, daß sie wie Flammen sein Haupt umgaben, die Blitze zuckten um seine Gestalt, und sein Mund sprach die titanischen, gotttrohenden Worte:

„Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkenbunst u. s. w.“

Er hatte gebrochen mit Allem, in sich selbst fand er einen Halt, und fest und ruhig kehrte er in's Haus zurück.

Aber es war zuviel für einen Menschen, was die letzten Tage auf Heinrich losgestürmt. Geistig gehoben, doch körperlich gebrochen kehrte er nach Hause zurück und mußte sich sogleich zu Bette legen. Eine lebensgefährliche Gehirnentzündung schien ihn auflösen zu wollen, und wochenlang kämpfte er zwischen Tod und Leben.

Arthur war Heinrich's täglicher Gesellschafter. Alle Freunde schickten her und ließen sich

nach Heinrich's Befinden erkundigen, nur für Eine schien er nicht zu existiren, für Ilse.

Und doch dachte Niemand mehr an Heinrich, als Ilse. Ihr Bett wußte davon zu erzählen, in dem sie sich schlaflos nächtelang herumwälzte, ihr Kissen wußte es, das sie mit ihren Thränen benezte, und Gott und die schmerzhafteste Mutter wußten es, zu denen sie ihre Bitten emporgeschickt. Sie liebte Heinrich innig. Aber die eiserne Pflicht hielt sie zurück, irgend einen Schritt zu thun, den er zu seinen Gunsten hätte auslegen können. Aber sie fragte täglich bei dem Doctor Hasberg vor und erkundigte sich nach Heinrich's Befinden. Dieser durchschaute Ilse recht gut und litt mit dem jungen Mädchen, hütete sich aber wohl, es durch ein Wort zu verrathen.

Pater Vincentius war seit zwei Wochen nicht bei Heinrich gewesen, während er doch sonst ein täglicher Besucher war. Heinrich gab sich der lebhaftesten Unruhe hin, und bat Arthur, doch einmal zum Kloster hinauf zu gehen und sich nach ihm zu erkundigen. Er vermuthete, daß er krank sei; einen anderen Grund seines Ausbleibens vermochte er nicht zu finden. Arthur gab nach und wurde auf seine Frage nach Vincentius zum Guardian geführt, was ihn nicht wenig wun-

berte, da sonst dergleichen Anfragen beim Pförtner abgemacht wurden. Arthur erhielt zur Antwort, er sei auf Reisen und die Zeit seiner Rückkehr ganz unbestimmt. Arthur fragte mit malitiösem Lächeln: Ob er vielleicht eingemauert wäre? auf welche Frage der Guardian keine andere Antwort fand, als eine Handbewegung nach der Thür zu. Arthur verabschiedete sich, nachdem er seinen verbindlichsten Dank ausgesprochen.

Heinrich's Unruhe stieg, als er diese Antwort vernahm. Er gedachte der gelegentlichen Worte des Paters, daß im Kloster manche Winkel, die nie die Strahlen der Sonne erreichten.

Die Sache aber lag so.

Das einsame Leben des alten Mönches, seine gänzliche Zurückgezogenheit, waren Allen aufgefallen. Aber man unterließ es, dem weiter nachzuforschen, weil Vincentius beim Volke sehr beliebt war. Welche Gesinnung er hatte, wußte man nicht, denn es hatte sich noch nie Gelegenheit gezeigt, sie zu erfahren, und so weit war keine Bekanntschaft mit dem Einsiedler geblieben, daß man auf diesem Wege ihn hätte ausforschen können. Doch der Zufall half. Ein junger Priester, der als fanatischer Redner weit und breit bekannt war, ging eines Abends an Vin-

centius' Höhle vorbei und fand sie leer. Er ging weiter und gedachte ihn wohl auf einer Bank sitzend zu finden. Als er um die Felsede bog, glaubte er ein leises Geflüster zu vernehmen; er sah sich um, ein Gebüsch war nirgend zu sehen; er horchte genauer und fand die Töne aus einer Höhlung aufsteigen, die tief in den Felsen zu gehen schien. Er legte sein Ohr darauf und hörte nun Alles deutlich. Es waren zwei Stimmen, die eine erkannte er für die des Vaters, die andere gehörte einem jüngeren Mann. Was er hörte, hätte ihn bald erstarren gemacht. Es waren Reden, wie er sie nie in den Mauern des Klosters vernommen. Er eilte zum Guardian, und auch dieser hörte mit höhnischem Lächeln die Unterredung. Es genügte, um den Verhaszten zu verderben.

Als Vincentius in seine Zelle zurückkehrte, fand er drei Kreuze vor die Thür gezeichnet, ein Zeichen, daß er sich als Gefangener zu betrachten habe. Mit schwermüthigem Lächeln trat er ein und harrete des Weiteren.

Derweil hielt man im Refectorium Kriegsrath. Alle die ehrwürdigen Väter waren versammelt und blickten ehrerbietig und erwartungsvoll auf den Guardian. Dieser saß auf einem erhöhten

Sitz und blickte prüfend umher. Er fand fast nur alte bewährte Gesichter. Doch auch manches junge, geistreiche, gefährliche Gesicht war darunter.

Mit kurzen Worten theilte er die Sachlage mit und schloß mit der Bitte, daß die versammelten Väter ihm mittheilen möchten, was zu beginnen sei.

„Offen darf das nicht geschehen, denn er ist zu beliebt beim Volke,“ meinte ein alter einfältiger Vater.

„Das kann uns hier nicht zum Hinderniß werden,“ erwiederte der Guardian. „Es handelt sich ja nur darum, einen vorläufigen Grund für das Verschwinden des Abtrünnigen zu finden.“

„Aber,“ rief ein dicker kurzer Mönch, dessen kleine Augen aus der Fettmasse blinzelten, wie Krötenaugen, „was brauchen wir Winkelzüge und Hinterhalt. Das Verbrechen ist da! Was sollen da noch Rücksichten nutzen? Hinaus mit dem räubigen Schafe, in die Höhle, da mag er sich auf seine Bekehrung vorbereiten.“

Ein junger Priester, von ernstem, ascetischen Aussehen, stand auf und deutete durch eine Handbewegung an, daß er zu sprechen wünsche.

„Verzeihet, ehrwürdige Väter, wenn ich, der

Jüngste unseres Kreises, es wage, an Euch, die Aelteren, das Wort zu richten. Aber es drängt mich, der Wahrheit die Ehre zu geben."

„Und daran,“ sagte der Guardian mit Nachdruck, „ist hier noch Niemand verhindert.“

Der junge Pater fuhr fort.

„Ich kenne P. Vincentius; ich habe die unbeschreibliche Milde und kindliche Unschuld seines Herzens kennen gelernt. Und habt Ihr nicht selbst tausend Beweise davon? Habt Ihr nicht selbst gesehen, wie er, als vor zwei Jahren die Cholera in unserm Kloster wüthete, wie er unermüdblich die Kranken pflegte? Wie er, ein anderer Franciscus Paula, zwischen den Kranken umherging und die ekelhaftesten Arbeiten verrichtete? Es ist keinem von uns aus dem Gedächtniß entschwunden, wie er beim letzten Brande im Dorf mit Lebensgefahr das letzte Kleinod einer Wittwe aus den Flammen holte. Und wer war es, der auf seinen Schultern das Holz in die Hütten trug? Vincentius war es, und wieder Vincentius!“

Fruchtlose Bemühung! Kein Mund wagte ein Wort des Beifalls zu äußern. Alle schienen gebannt und versteinert. Alle blickten auf den Guardian, dessen Blick ingrimmig an dem lüh-

nen Redner haftete. „Hal!“ rief er, erhebt sich ein Jünger, um seinen Meister zu vertheidigen? Gehört auch Gregorius zu der Zahl der Gottlosen?“ Höher richtete sich die Gestalt des jungen Mönches, als diese Worte sein Ohr trafen, und seine Augen blickten, als er erwiederte:

„Nicht ihn nehme ich in Schutz und seine Vergehen, sondern die Gerechtigkeit. Hat er gesündigt, so werde ihm die Strafe, aber nicht ungehört soll man ihn verdammen.“

Der Guardian gab schweigend einen Wink. Zwei Laienbrüder nahmen den Priester in die Mitte und führten den Bleichen, aber Gefasteten hinaus.

Das unheimliche Gesicht des Guardians erhellte sich ein wenig, als er den Platz sich gegenüber leer sah. Er wandte sich zu den Uebrigen.

„Ihr seht, wie verderblich der Aufenthalt eines Abtrünnigen werden kann. Es ist die höchste Zeit, daß er entfernt wird. Doch Verhör soll ihm werden. Man führe ihn herein.“

Keiner wagte das jetzt eintretende Schweigen zu unterbrechen. Aller Augen waren auf die Thür gerichtet, durch welche der „Atheist“ eintreten mußte.

Und er trat ein. Aber nicht wie ein Verbrecher, nicht wie Jemand, der ängstlich seines Urtheils harret, nein, aufrecht und stolz; mit verachtendem Blicke durchlief er die Reihen und leichten Fußes bewegte er sich in die Mitte des Kreises.

Man brachte einen Betstuhl und forderte ihn auf hinzuknieen, er weigerte es schweigend.

„Vincentius,“ sprach der Guardian, Ihr seid angeklagt des schwersten aller Verbrechen. Ihr habt den Glauben Eurer Väter verlassen, das Gelübde gebrochen, das Ihr ablegtet, als Ihr hier in's Kloster eintratet; Ihr habt die heiligen Oele geschändet, mit denen man Euch zum Priester weihte. Könnt Ihr es leugnen?“

„Alles ist wahr, was Ihr sagt,“ antwortete Vincentius, „und noch einmal will ich Alles wiederholen, was ich gesagt.“

Ein Gemurmeln der Entrüstung durchlief den Kreis, Alles blickte auf den verwegenen Redner, der ruhig vor ihnen stand.

„Ihr gesteht es ein, und wißt Ihr, welche Strafe nach den Gesetzen unseres Klosters darauf ruht?“

„O ja, ewiges Gefängniß! doch ich fürchte es nicht.“

„Was brauchen wir dann längern Verhör's? Geht in Eure Zelle zurück und wartet des Urtheils, das unser General über Euch verhängen wird. Geh' in Dich.“

„O denket es nicht!“ fuhr Vincentius auf, „denket es nicht! Ich kann nicht heucheln, wie Ihr es thut! Ich bekenne offen, was ich denke, und mache kein Hehl aus meinen Ueberzeugungen. O ich kenne Eure Seele, ich weiß es, wie Ihr selbst, mit wenigen Ausnahmen, von dem Bewußtsein der Wichtigkeit Eurer Lehre durchdrungen seid, und doch heuchelt Ihr! Warum? Um erbärmlichen Vortheils halber, um Euch nicht aus Eurer bequemen Trägheit aufzustören, um einem Leben zu fröhnen, das Ihr ein „gottseliges“ nennt! Gottselig! Wahrlich, es wär' dem Gott, an den Ihr glaubt, lieber, wenn Ihr hinausgingt in die Welt, um zu arbeiten, und so des Menschen Bestimmung erfülltet! Aber versunken in Gleichgiltigkeit, habt Ihr den Bauch zu Eurem Gotte gemacht, und Euer Mund lallt mechanisch die gewohnten Gebete. O ich kenne Euch, und auch die Welt, die jetzt die Kinderschuhe ausgezogen, kennt Euch. Es naht sich der Sturm, der Euch vernichten wird, Ihr werdet Euch winden im Staube vor jenem Volke, das Ihr so

lange gefangen gehalten in schmaligen Fesseln. Die Augen sind ihm aufgegangen und es erkennt Cure Maslen! Vorbei sind die Tage von Canossa, wo ein Kaiser barfuß auf dem Hofe des Papstes stand, die Rollen werden gewechselt und . . ."

Ein wüthendes Geschrei unterbrach den kühnen Redner. Zwanzig Hände drohten ihn zu zermalmen — aber er stand ruhig vor dem Betstuhl, wie auf einer Tribüne, und blickte lächelnd in das Gewühl vor ihm. Die eine Hand stützte er auf den Betstuhl und die andere erhob er zum Himmel, wie ein drohendes „Bis hierher und nicht weiter.“

„Und ein Papst wird zu den Füßen des Kaisers knien!“

Weiter kann er nicht. Man führt ihn hinaus.

Die Patres traten in Gruppen zusammen und besprachen das Vorgefallene. Vincentius aber saß ruhig auf seinem Strohlager, dachte an Heinrich und an den Kampf, den er begonnen gegen Bosheit und Dummheit, gegen Heuchelei und falsche Religiosität.

Achtes Kapitel.

Heinrich's Genesung schritt rüstig vorwärts. Seine gesunde Natur, die Kunst seines Freundes Hasberg und die treue Pflege seiner Wirthin entriß ihn den Händen des Todes. Als der Frühling die Bäume mit saftigem Grün bedeckte, konnte Heinrich es wagen, wieder auszugehen.

Sein erster Besuch galt Arthur, sein zweiter dem Doctor. Er fand ihn nicht zu Hause, wohl aber seine Frau, die ihn mit Herzlichkeit empfing, die kinderlose Frau hatte den ersten jungen Mann liebgewonnen und wachte über ihn und Ilse mit der Sorgfalt einer Mutter.

Nach einem längeren Gespräche über den Verlauf seiner Krankheit, sagte die Dame: „Aber verwundert habe ich mich, Herr Rüstig, wie beliebt Sie überall sind. Meines Mannes Haus wurde förmlich belagert von Herren und Damen, die sich nach Ihrem Befinden erkundigten.“

„Sehr schmeichelhaft für mich,“ lächelte Heinrich.

„Es scheint Ihnen an Vergleichen nicht viel zu liegen, Ihrem geringschätzigen Lächeln nach zu schließen. Aber es war noch Jemand hier, ein eifriger Fragsteller, ein täglicher sogar, wer, meinen Sie, könnte es gewesen sein?“

Eine hohe Röthe bedeckte Heinrich's Wangen, als er antwortete:

„Ich wüßte wirklich Niemanden, der einen solchen Antheil an meinem Schicksal nehmen könnte.“

„Nun, Ase Thal war es. Sie kam täglich hierher und ging freudiger davon, wenn ich eine gute Nachricht für sie hatte. Sie sind ein Tausendkünstler, Herr Rüstig, was Keiner vermocht, haben Sie in kürzester Zeit fertig gebracht.“

„Was hilft es mir?“ fragte Heinrich.

„Oder bringen Sie der Fragstellerin nicht das gleiche Interesse entgegen? Ich sollte meinen!“

Heinrich, so direct gefragt, gerieth in die größte Verlegenheit.

„Sie ist allerdings ein sehr gebildetes Mädchen,“ antwortete er.

„Lieber Rüstig,“ entgegnete ihm die Frau Doctor mit feinem Lächeln „es amüsirt mich un-

gemein, wie Sie beiden Liebesleute, das heißt, jener Herr Rüstig und Ilse Thäl, bemüht sind, ihre Liebe mit einem Schleier zu bedecken, und es gelingt ihnen so schlecht! Aus jeder Miene, aus jedem Blicke der Augen, ja aus jeder Bewegung erkenne ich, welche Gedanken sie hegen. Der Rüstig ist ein tüchtiger junger Mann, aber sein Herz sehnt sich nach einer Blume."

„Freilich!“ erwiderte Heinrich in bitterem Tone, „er hat sie lange gesucht, die Blume, und als er sie endlich fand, blühend in blendender Schönheit, da war sie schon gebrochen und blühte an eines Andern Brust.“

„Sie ist gebrochen,“ erwiderte die Freundin ernst „sie hat sich nicht selbst vergeben. Auf, tapferer Ritter, erobere die Rose, leg' deine Lanze ein, erring sie oder stirb für sie. Es ist ja ein süßer Tod, der Tod in der brennenden Liebe. Tummelt euch, ihr Kämpfer, Rüstig, der Ritter mit geschlossenem Visir, wird euch alle überwinden.“

„Eitle Träume!“

„Nicht eitle Träume! So mancher Prinz hat eine verwunschene Prinzessin aus den Klauen eines Drachen befreit, warum Sie nicht, Sie

Ritter von der traurigen Gestalt, Ihre Liebste aus den Händen eines Tintensclaven?"

„Wenn ich ihrer Liebe gewiß wäre! Aber die Ereignisse der letzten Tage haben es mich bezweifeln lassen.“

„Ich will Ihnen Gelegenheit geben, sie zu sprechen, und wenn dann nicht Alles in's Gleiche kommt, ist es nur Ihre Schuld. Das Mädchen liebt Sie, ich bin davon überzeugt, aber ihr Pflichtgefühl, wie es sich ziemt, ist größer als ihre Liebe. Wir haben eine Partie nach Bensheim vor, schließen Sie sich an. Sie können versichert sein, daß ich Ihnen in jeder Beziehung Vorschub leiste. Ilse hat bereits zugesagt.“

Heinrich hatte noch einige Einwendungen zu machen, die jedoch vor der Ueberredungskunst seiner mütterlichen Freundin schwanden. Auch war sein Verlangen, Ilse einmal zu sehen, so groß, daß er gern einwilligte.

Heinrich benutzte die Zeit seiner Reconvalescenz auch fleißig, um sich nach Vincentius zu erkundigen. Seine Bemühungen dieserhalb im Kloster waren aber ohne den geringsten Erfolg. Der Pförtner machte sein Fensterchen halb auf und erklärte auf Heinrich's Frage grob, Vincentius sei noch nicht zurück.

Mit trüben Ahnungen erfüllt, kehrte Heinrich um. Als er in der Mitte des Hügels angekommen war, blieb er stehen und genoß mit Entzücken den Anblick des Sonnenuntergangs. Der Wald lag dämmernd vor ihm, die letzten Strahlen der Sonne durchwebten die Zweige mit tausend goldigen Fäden, der Himmel war bedeckt mit kleinen, flockigen Goldwölkchen und ein leichter Wind trug einen feuchten Dunst aus dem Waldgrund zu ihm herauf. — Weit unten am Horizont stieg der Mond herauf und einige Sterne bligten matt am dunkelnden Himmel.

Die Sonne war verschwunden, vor ihm ruhte schweigend die Natur. Heinrich war mächtig erregt. Voll und ganz wirkte auf ihn, den von den Todten Auferstandenen, der Zauber der wiedererjüngten Natur. Und der Gedanke an Ilse schlich sich in seine Seele und seine Gedanken wurden zum Gedicht.

Abend wird's, die Sonne sinkt,
 Es beginnt zu dunkeln — —
 Hoch der Mond am Himmel blinkt
 Und die Sterne funkeln.

Dunkel, öde die Natur
 Eingehüllt in Schweigen,
 Kleine Mückenschwärme nur
 Tanzen dort im Reigen.

Alles, Alles geht zur Ruh,
 Alles ruht in Frieden,
 Doch von meinem Herzen sind
 Fried' und Ruh' geschieden.

„Will der Herr nicht Maiglöcklein kaufen?“
 diese Frage aus dem zahnlosen Munde eines
 alten Weibes störte Heinrich aus seinen Träu-
 men auf.

„Ich danke, Mütterchen! Ich habe ja Keinen,
 dem ich sie schenken könnte,“ setzte er trübe lächelnd
 hinzu.

„Wer weiß! Vielleicht doch! Jetzt hat jeder
 junge Bursch mit achtzehn Jahren eine Braut,
 und früher! heiliges Leben! da dachte man erst
 mit dreißig Jahren an's Heirathen!“

„Sind die Maiglöckchen häufig im Walde?“
 fragte Heinrich, um die Alte auf ein ander Thema
 zu bringen.

„Das kann man nicht sagen, aber ich weiß
 Stellen, wo sie haufenweise sitzen. Als Pater
 Vincentius noch hier war, hat er mir überall
 solche Stellen gezeigt und nun brauche ich mich
 nicht mehr mit Suchen zu plagen.“

„Wer war denn Pater Vincentius?“ fragte
 Heinrich, um etwas zu erfahren.

„O das war ein guter Mann. Unser ganzes

Dorf vermißt ihn, seit er fort ist. Er wäre auf Reisen gegangen, sagen sie, aber ich glaube es nicht, sie haben ihn in einem Wagen fortgefahren, wer weiß, wohin!“

„Nun, vielleicht hatte er etwas zu besorgen. Es ist doch etwas so Absonderliches nicht, daß sie ihn fortgefahren haben.“

„O doch! Die Patres gehen immer zu Fuß und es ist kein gutes Zeichen, wenn sie fahren. Es wird auch unten im Dorf viel davon gesprochen, der soll etwas recht Böses begangen haben, soll nicht mehr an Gott glauben und noch mehr. Ich aber,“ setzte sie mit Entschiedenheit hinzu, „glaube nichts von Allem, was man gegen ihn sagt, es war ein gar zu guter Mann und hätte nicht 'mal einer Fliege etwas zu leid gethan. Und das sagen sie im Dorfe auch. Wenn wir nur wüßten, wohin wir uns wenden müßten, so wollten wir Vincentius schon losbitten.“

„Das würde Euch doch nicht gelingen, Mutter.“

„Ich glaube es auch,“ sagte sie trüb. „Es soll ja ein schrecklicher Wirrwarr sein in der Welt. Doch was kümmern wir uns darum, wir glauben, was im Katechismus steht, und lassen Gott weitersorgen.“

Heinrich kaufte doch ein Sträußchen, bezahlte es reich und ging der Stadt zu. „Glückliches Volk!“ sagte er im Gehen zu sich selbst. „Ihm giebt es nur eine feste, unumstößliche Wahrheit, und an dieser hält es fest bis zum Tode. In sein vertrauensvolles Herz drängt nie ein tödtlicher Zweifel, und gebiert er sich ja, wird er schnell wieder erbrüct. Ist es nicht grausam, diesem Volke den Glauben zu nehmen, der es in Wahrheit selig macht? Wäre es nicht besser, das Werk der Aufklärung der allmächtigen Zeit zu überlassen? Doch nein, Jeder ist ja ein Arbeiter, der an dem Gebäude der Wissenschaft baut, Jeder, der etwas thut für die Aufklärung, bewegt auch das Rad der Zeit vorwärts! Jeder ist ein Mitglied der ungeheuren Gesellschaft, die unbewußt am Organismus der ewigen Idee arbeitet, und Keiner darf sich den Lohn fordern, den er verdient.“

Aber Emilie war böse. Sie lief in ihrem Zimmer auf und ab, ballte die kleinen Hände und gab dem schmeichelnden Ami einen energischen Stoß, daß er winselnd unter dem Sopha niederkauerte

und seiner bösen Herrin keinen Blick mehr schenkte.

Wenn man aber glaubt, Emilie hätte keine Ursache gehabt zu solchem Värm, so irrt man sich sehr. Sie hatte im Gegentheil die größte denkbare Ursache, es zu sein, Arthur war ihr untreu geworden. Ach, die Worte sind schwer zu sprechen, aber ein so aufrichtig liebendes Herz wie das Emilie's nimmt die Sache nicht so leicht, es grämt sich ab, und im stillen Harm schwindet die Gesundheit, die Rosen fliehen von den Wangen und bald — ja, dann naht sich reuevoll der Ungetreue, dann steht er ein, was er begangen, aber es ist zu spät, die Geliebte eilt dem Tode entgegen. —

Emilie fuhr auf aus diesen Gedanken! Nein, grämen wollte sie sich nicht um ihn! Um keinen Preis ein bißchen Kummer blicken lassen ob seiner Untreue! Den Triumph darf man ihm nicht gönnen. Der Treulose! Jetzt hat man ihn mit Franzisca Schulte gesehen und treue Freundinnen hatten ihr die Geschichte erzählt. Aber sie hatte gethan, als ob Arthur von Drefeld sie überhaupt nichts angehe. Aber es hatte ihr weh gethan! Er hatte ihr Treue gelobt, so hielt er sie! Doch sie wollte ihm trozen, ihn vollständig ignoriren,

mit Anderen pouffiren und sehen, welchen Eindruck das auf ihn machte.

Sie erhob sich zum Ausgehen. Als Ami sah, daß Emilie den zertretenen Handschuh wieder aufhob, glaubte er das Gewitter sei verzogen und kam schweifwedelnd unter dem Sopha hervor. Aber o tempora o canes! Wie hatte er sich getäuscht! Denn als er Emiliens Hand demüthig belecken wollte, erhielt er einen Schlag auf die Nase, und zwar mit einer solchen Behemenz geführt, daß Ami auf diesem inductiv-schmerzlichen Wege zu der Ueberzeugung gelangte, seine Herrin wäre überhaupt eine incommensurable Größe. Zu diesem Resultate gekommen, kroch er wieder unter das Sopha zurück und stellte Betrachtungen an über die Launen der Liebe.

Emilie aber ergriff ihren Sonnenschirm und mit einer Ruhe, deren sie sich nie für fähig gehalten, ging sie aus der Stube. So wie sie ihren Fuß vor die Thüre gesetzt, sah sie Arthur, den Ungetreuen, von Weitem. Sie wollte schnell umkehren, besann sich aber bald eines Besseren und ging ihm muthig entgegen. Den Gruß Arthur's erwiderte sie höchst vornehm und gerirte sich überhaupt als stände ein Schulbube vor ihr. Arthur fragte:

„Guten Tag, Emilie, wollen Sie spazieren?“

„Dazu habe ich keine Zeit, ich habe etwas zu thun.“

Arthur sah recht gut, daß es nicht dies war. Zu seiner Schande muß ich jedoch gestehen, daß er sich herzlich wenig daraus machte. Er blickte sie im Gegentheil höchst unschuldig an und fuhr fort:

„Und darf ich Sie ein wenig begleiten?“

„Nein, ich brauche heute keinen Bedienten,“ erwiderte sie in schneidendem Tone.

„Ach so!“ und ein impertinentes Lächeln, wie Emilie meinte, schwebte auf Arthur's Lippen. „Dann empfehl' ich mich Ihnen bestens und wünsche insbesondere, daß sich Ihre heutige Stimmung ein wenig ändere. Guten Tag!“

Und er ging fort, nachdem er ehrerbietig mit dem Hut gegrüßt.

Emilie wußte nicht, was sie denken sollte. War das nicht ein Abschied in bester Form? Wenn er sie wahrhaft liebte, konnte er dann so sprechen? O nein, es war ihr jetzt sonnenklar, er hatte kein Herz, er besaß nur Eitelkeit, nichts weiter! Er war ein Flattergeist, der von einer Blume zur andern schwärmte und seinen Wigwam mit den eroberten Scalpen, resp. Liebespfändern

schmückte. Aber Rache, Rache! Gramen wollte sie sich nicht, aber sich rächen. Und dazu war sie fähig, das fühlte sie in diesem Augenblicke. Ha! Energie vom Scheitel bis in den großen Zeh! Wehe Dir, Arthur! Einst wird kommen der Tag, wo der treulose Drefeld hinsinkt zu Emiliens Füßen. — Da hatte aber Emilie einen Fehler gemacht. Sie hatte sich vorgenommen, ihn zu bestrafen, und wenn sie sich es ausmalte, ihn zu ihren Füßen liegend und flehend, und sie dann als Verzeiherin — da dachte sie, dann schließe ich ihn in meine Arme und er ist wieder ganz mein! Aber so sollte es nicht kommen! Sie wollte sich recht hart zeigen und nichts vergeben. Aber das Ende? Nun das findet sich.

Sie blieb ihrem Vorhaben treu. Als die Frau Doctor Hasberg sie zu der Partie einlud, fragte sie gleichgiltig, wer denn mitmachen würde. Als die Frau Doctor Arthur's Namen aussprach, kränfelte sie die Lippen ein wenig und erklärte mit äußerster Bestimmtheit, dann ginge sie nicht mit. Erstaunt fragte Jene nach dem Grunde dieser plötzlichen Abneigung, und Emilie antwortete:

„Dieser Drefeld! Er ist zu impertinent! Er

naht sich uns in einer Weise, als ob er des Sieges gewiß wäre."

Frau Hasberg, die sich jener Scene gelegentlich der italienischen Nacht erinnerte, lächelte ein wenig und sagte:

„Sollte er mit diesem Glauben nicht vielleicht im Rechte sein?“

Ueber Emiliens Wangen ergoß sich eine glühende Röthe. Schon glaubte sie, die Doctorin wüßte Alles — aber schnell verwarf sie diesen Gedanken und erhob trotzig den Kopf.

„Da müßte er mir kommen, er würde schön abgeführt!“

„Aber, Fräulein Emilie, dann ist Ihr Grund, nicht mitzugehen, auch ohne alle Bedeutung. Ich stimme Ihnen vollständig bei,“ — hier lächelte sie wieder ihr, wie Emilie meinte, unausstehliches Lächeln — „und wenn er Ihnen so kommt, machen Sie ihm nur gründlich klar, daß ein Mädchenherz sich so leicht nicht erobern läßt, am wenigsten durch seine immerhin lebenswürdige Reizheit.“

„Ach! ich mag ihn überhaupt nicht mehr sehen,“ warf Emilie ein.

„Dem werden Sie schwerlich entgehen können, oder Sie müssen alle Gesellschaften meiden,

und das, denke ich, wäre doch eine harte Nuß für Sie."

„Oho! Ich kann mich auch allein amüsiren.“

Aber schnell fühlte sie das Unpassende ihrer Antwort und suchte einzulenken:

„Ach, ich kann mich doch anschließen. Wenn man ihn vermiede könnte er meinen, man fürchtete ihn, und das ist durchaus nicht der Fall. Wann geht die Partie aus?“

„Sonntag nach Tisch.“

„Gut! Dann werde ich mich hier einfinden.“

Die Doctorin umarmte sie herzlich und Emilie hüpfte die Treppe hinab.

Als Frau Hasberg allein war, setzte sie sich in einen Lehnstuhl und rieb sich mit innigem Vergnügen die feinen Hände. „Wie seltsam Gott Amor doch sein Spiel treibt und das junge Volk nach seinem Willen lenkt. Dort trennt er und hier bindet er, und findet schließlich das Rechte.“ Vor der Seele der Dame stiegen die Bilder glücklicher Jugendzeit auf, wo auch mit ihrem Herzen Gott Amor sein Spiel trieb, und sie doch endlich mit dem Manne ihrer Liebe vereinigte. Aber Beide hatten sich getäuscht. Der Doctor war nicht der Mann, das Herz seiner Frau auszufüllen. Es fanden sich Wider-

sprüche in den Charakteren Weiber, Dissonanzen, die sich nie in Harmonie auflösen konnten. Trotzdem aber achteten sich Beide. Die eigentliche Herrin war die Frau, und Weiber Bartlehr war herzlich, aber es fehlte das Innige, was man unter Eheleuten sucht. Auch war ihre Ehe kinderlos geblieben, und fehlte so eine beständige Verbindung zwischen den Herzen Weiber.

Aber die Frau Doctor war die Mutter aller jungen Mädchen und gewöhnlich auch ihr Beichtvater. Wo ein junges Herz war, das unter der Last des Viebesleiden zu erliegen drohte, das eilte in Frau Hasberg's immer offene Arme und suchte dort Rath und Schutz.

Auch Heinrich und Ilse gehörten zu diesen Kindern, aber sie waren so eigenartig, so schwer zu behandelnde, wie sie sie noch nie gefunden. Und eben das reizte ihr Interesse am meisten. Aber auch sie, die Erfindungsreiche, fand hier keinen Ausweg.

Arthur war der Liebling der Doctorin und der Schelm wußte das sehr gut. Aber er verstand es, sich ihren feinen Fragen listig zu entziehen, und dann hatte Arthur auch nie ein ernstliches Viebesverhältniß gehabt. Was die Hasberg aber zwischen ihm und Emilie beobachtet

hatte, schien ihr doch auf ein ernsteres Verhältniß hinzudeuten. Um so mehr ergötzte es sie, die kleine Intrigue, die sich zwischen den Beiden zu entspinnen schien, zu beobachten, sie zu verwickeln und nachher als deus ex machina zu lösen. Die vorgeschlagene Partie schien ihr die beste Gelegenheit dazu zu bieten.

Neuntes Kapitel.

Der heiß ersehnte Sonntag brach an und zur bestimmten Stunde war auch die ganze Gesellschaft beisammen. Es waren vierzehn Personen, von denen sechs dem schöneren Geschlechte angehörten. Alle waren leicht und bequem gekleidet, und lautes Gelächter erhob sich, als man fand, daß alle Damen in Weiß waren. Arthur machte einige tolle Witze darüber und brachte damit Alle in die beste Stimmung. Emilie war eine von den lautesten, bekümmerte sich aber um Arthur nicht im Mindesten. Ilse stand ruhig da und sprach Gleichgiltiges mit Heinrich. Sie fragte nach dem Verlauf seiner Krankheit und so weiter, wie es schließlich ein Jeder thut. Aber sie sah so unbeschreiblich traurig aus, daß es Heinrich in's Herz schnitt.

Auf dem Wege hatte er keine Gelegenheit,

mit Ilse allein zu sprechen. Er wurde von einigen Damen in Anspruch genommen, die etwas Historisches über herumliegende Ruinen wissen wollten. Sie waren vorher schon zu Arthur gegangen; dieser hatte jedoch seine vollständige Unwissenheit in Bezug auf Ruinen bedauert, und einige schlechte Bemerkungen hinzu gefügt, die von den wißbegierigen Damen aber höchst ungnädig aufgenommen wurden. Sie scharten sich deshalb um Heinrich und schienen eifrig mit Hören beschäftigt, bis Arthur dazwischen kam.

„Der Tausend, Rüstig, Du bist ein Teufelskerl! Es wäre mir factisch unmöglich, in einem solchen Kreise eine Vorlesung zu halten, ohne daß das Herz mit dem Verstande davon liefe.“

„Ei, Herr von Drefeld!“ rief Franziska Schulte, und gab Arthur einen Schlag mit dem Sonnenschirm, „wie ungalant Sie sind! Ich denke, wir im Gegentheil brächten die Herren zum Verstand.“

„Sie ist weit mit ihm gekommen,“ dachte Emilie und sann auf Rache.

„Ja, sehen Sie, meine Damen,“ sagte Arthur, und stellte sich, rückwärts gehend, vor die Linie. „Die Sache ist so. Im Brautstande läuft das Herz mit dem Verstande davon; aber nach der

Hochzeit kommt der Verstand allein zurück, und das Herz ist verloren."

Ein allgemeiner Sturm erhob sich. Man warf mit Blumen nach dem Uebelthäter, und ein, zwei Sonnenschirmchen erhoben sich, um ihn handgreiflich zu züchtigen. Arthur indeß entzog sich lachend diesen Verfolgungen und gesellte sich zu Frau Hasberg.

Arthur's Entfernung gab den anderen jungen Herren Gelegenheit, sich auch zu nähern. Die Unterhaltung wurde nun allgemein und wißbelehrt. Man neckte sich gegenseitig, und trieb geradezu Kindereien. Gerade das amüsirte jedoch am meisten und erregte einen solchen Lärm, daß die Frau Hasberg häufig lächelnd den Finger erhob.

Heinrich und Ilse spielten, das wußten Beide, eine armselige Rolle unter der Zahl der Lustigen. Und doch litt es der Anstand nicht, daß sie sich entfernten, und doch mußten sie häufig in das allgemeine Gelächter, das auch über sie erging, einstimmen. Heinrich sehnte sich weit hinweg und Ilse wünschte, nicht zugestimmt zu haben.

Man kam im Walde an. Die Frau Doctor ließ den Diener den Korb auspacken, und bereitete ein einfaches Mahl, das von Allen mit

dem besten Humor verspeist wurde. Dann zerstreute sich die Gesellschaft zum Erbbeersuchen.

Um Emilie hatte sich während der ganzen Partie eifrig ein junger Kaufmann bemüht, und Emilie hatte ihn auch offenbar begünstigt; jetzt aber, wo er allein an ihrer Seite ging, fand sie den intelligenten jungen Mann äußerst fade und faßte den Entschluß, zu fliehen und sich auf eigene Faust zu amüsiren. Bei der nächsten Gelegenheit entwischte sie und ließ sich nach kurzem Laufe auf dem Rasen nieder. Sie drückte das Köpfchen schwermüthig in beide Hände, dachte an Arthur, der sich jetzt jedenfalls mit Franziska — o wie haßte sie das Mädchen! — amüsirte, und das Herz wurde ihr zum Brechen schwer. Sie war nahe daran, in Thränen auszubrechen, als es in den Zweigen neben ihr rauschte und Arthur mit einem ironischen Lächeln vor ihr stand. Sie wollte aufspringen, und doch blieb sie sitzen. Arthur begann:

„Darf ich mich ein wenig an Ihrer Seite niederlassen?“ Die Antwort Emiliens war, daß sie ihren Sonnenschirm lang auf ihre rechte Seite, und ein Tuch auf die linke legte.

„Ich glaube nicht, daß noch Platz da ist,“

sagte sie: „Doch ich kann auch fortgehen,“ und sie stand langsam auf.

„Das thun Sie nicht!“

„Ich möchte wissen, wer mich daran hindern könnte,“ erwiderte sie mit einem trozigen Stampfen des Fußchens.

„Gewiß Niemand, aber Sie gehen trotzdem nicht,“ und er zog sie sanft auf den Knien nieder und setzte sich an ihre Seite.

„Ich glaube, Emilie, wir spielen Verstecken.“

„Ach, gehen Sie,“ sagte Jene weinerlich, „ich will nichts von Ihnen wissen. Sie haben sich auf dem ganzen Wege nicht im Geringsten um mich bekümmert.“

„Nun,“ replicirte Arthur; „ich glaubte, der junge Kaufmann habe Ihnen ein lebhaftes Interesse eingeflößt, deshalb hielt ich mich zurück.“

„So? Ober zog Franziska Schulte Sie an?“

„Aha!“ dachte Arthur, „da sitzt der Haken.“

Dann sagte er laut:

„Aber sagen Sie einmal, Emilie, wer hat Ihnen denn vorgeschwaht, ich liebele mit der Genannten?“

„Ich habe es ja selbst gesehen!“

„Ei, wie scharfe Augen Sie haben! Und das hat Sie geärgert?“

„O, durchaus nicht! Im Gegentheil, es hat mich köstlich amüßrt. Sie ist doch ein prächtiges Mädchen.“

Sie sagte Alles in einem höchst legeren Tone, doch hörte Arthur leicht ihre erregte Stimmung durch.

„Wirklich?“ antwortete er. „Wie uneigennützig Sie sind! Aber ich meinerseits muß gestehen, daß sie mir nicht so sehr gefällt.“

„Und doch haben Sie sich so dienstfertig um sie bemüht!“

„Nun ja! Ich bin eben Weltmann, und zeige den Damen gern diese Galanterie, aber der Einen wie der Andern. Wenn sich aber Gewisse etwas darauf einbilden, so ist das gewiß nicht meine Schuld.“

„Aber Ihre Galanterie ging denn doch über die Grenzen der Galanterie hinaus. Und das anzusehen that...“

„Ihnen weh?“

„I bewahre!“ Aber länger vermochte sie ihre Bewegung nicht mehr zurückzuhalten. Sie brach in Thränen aus. Arthur umfaßte die Weinende und sagte heiter:

„Hören Sie, Emilie, ich möchte gern Ihren Rath in einer heiklen Angelegenheit hören. Ich

Liebe nämlich die kleine Hempel, Sie kennen sie ja wohl, und ich glaube, die Kleine ist auch mir günstig. Aber sie ist so eifersüchtig, und das möchte ich ihr ablernen. Was giebt es wohl für ein Mittel dagegen?"

Emiliens Thränen waren bald getrocknet und heiter blickte sie in Arthur's Gesicht.

„Beständige Treue!"

„Nein, ich denke es anders zu machen. Ich gehe in diesen Tagen zu dem Vater der Kleinen und halte um die Hand seiner Tochter an. Das scheint mir am geschmeidtesten zu sein. Meinen Sie nicht auch?"

Emilie glühte. Als aber Arthur Emiliens Hand ergriff und mit seinen Rippen ihrem Munde nahte, leistete sie nicht den geringsten Widerstand. Und die Sonne, deren Strahlen zwischen den Zweigen hindurchlugten, beleuchtete zwei glückliche Seelen.

Die übrige Gesellschaft schwärmte indessen ohne Ziel im Walde umher. Wo ein schöner Platz war, eine Lichtung, wurde Halt gemacht, Alles gebührend bewundert und manches Spielchen gespielt.

In dem allgemeinen Jubel bemerkte Niemand, daß ein schweres Gewitter heraufstieg. Es

war eine drückende Schwüle, kein Lüftchen regte, kein Blättchen bewegte sich. Und am westlichen Himmel erschien ein Haufe graulicher Wolken, die halb die Sonne umhüllten und mit Blitzesschnelle den ganzen Himmel bedeckten. Die Farben der Wolken wandelten sich vom tiefen Schwarz in ein unheimliches Schwefelgelb, und wenn die Strahlen der sinkenden Sonne einmal die Wolkenschicht durchbrachen, so zitterte das Licht so ängstlich in den Zweigen, als fürchte es vor einem kommenden Unheil. Ein heftiger Sturm erhob sich, der mit wüthender Gewalt in den Laubgängen tobte, hier dürre Aeste krachend abriß, dort ein junges Bäumchen bis zur Erde beugte. Von dem nahen Dorfe schallte das bange Gebrüll der Ziegen und Schafe herüber — und nun, mit einem plötzlichen Donnerschlage, begann das graufige Concert der Natur, wo alle Höllemächte ihre Instrumente zu spielen schienen und der Vater alles Unheils als Dirigent debütirte.

Vorbei war die Lust und Freude. Eilig raffte die Gesellschaft ihre Kleider zusammen und eilte klopfenden Herzens dem Dorfe zu. Die Bäume, die längs des Weges gepflanzt waren, beugten sich bis zur Erde vor der Wuth des Sturmes.

Die Gesellschaft kam im Dorfe an und eilte ohne Ueberlegung hierhin und dorthin in die Häuser. Heinrich und Ilse fanden sich in einer Hütte, die nur aus einem Zimmer bestand. Die leuchtenden Blitze zeigten eine äußerst ärmliche Umgebung. Ein brauner langer Tisch, hinter ihm eine Bank, ein Koffer und ein Schrank waren die ganze Ausstattung des Zimmers. Vor dem Ofen saß ein steinaltes Weib, deren spitzes Kinn sich durch das Murmeln von Gebeten auf- und abbewegte.

Ilse stand am Fenster und blickte hinaus in den wilden Aufruhr. Blitz auf Blitz zuckte hernieder, Donner auf Donner, einer stärker wie der andere, krachten in den Lüften, und der Wind umstürmte die alleinstehende Hütte, als wollte er sie in den Abgrund schmettern.

Plötzlich tiefe Stille. Schon athmete Ilse auf und murmelte ein: „Gott sei Dank!“ Aber die alte Bäuerin war aufgestanden und nahte sich dem Tische. Hier zündete sie eine Kerze an und holte eine geweihte Palme von dem Nagel. Und als mit verdoppelter Wuth das Gewitter von Neuem losbrach, pflückte sie ein Blatt nach dem anderen von der Palme und ließ es in der Flamme verbrennen. Ihr Mund aber murmelte

mit Grabesstimme die geheimnißvoll — erhabenen Worte des Johannes-Evangeliums:

„Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“

Schauernd standen die beiden Zuschauer und blickten auf das Bild gottseligen Vertrauens. Die Alte zuckte auch nicht mit der Wimper des Auges bei den heftigen Schlägen des Donners, bei dem entsetzlichen Leuchten der Blize. Fest und ruhig stand sie da, als schwebte die Hand Gottes über ihr, sie zu schützen.

Das furchtbare Unwetter, das alles Seiende vernichten zu wollen schien, erfüllte Heinrich's Seele mit einem eigenthümlichen Wollustgefühl. Seine Seele jauchzte, sein Herz schlug heftig, gern wäre er hinausgeeilt, um dem Sturm zu befehlen, noch heftiger zu toben, Alles niederzuwerfen und ihn selbst unter den Trümmern zu begraben. Aber er blickte auf Ilse, die von den leuchtenden Blizen magisch beleuchtet, noch immer am Fenster stand, und jeder Gedanke schwand hin.

„Wahrlich, schöne Ilse, Du bist werth, daß für Dich allein die Welt erschaffen wäre! Du erst giebst ihr den Reiz, in Dir erst finde ich die

Bedeutung des Lebens, und Du solltest mir verloren sein? O nimmer! Entweder leben mit Dir, oder sterben!"

Ein prasselnder Regen strömte jetzt hernieder und durch eine Lücke im Fenster stäubten feine Tropfen auf Ilse's Haupt. Sie trat zurück und setzte sich, ohne es zu wissen, neben Heinrich auf die Bank. Die alte Frau war, als die Wuth des Sturmes ein wenig nachließ, hinausgegangen. Heinrich war allein mit Ilse.

In Ilse stürmte es. Allein mit dem Mann ihrer Liebe! Allein, und doch nichts Anderes mit ihm sprechen zu dürfen, als gleichgiltige, nichts-sagende Worte! In ihr stieg ein schmerzlicher Entschluß auf: sie wollte Heinrich Alles gestehen und so Klarheit zwischen sich Beide bringen. Dies Hangen und Bangen war ihr unerträglich, sie fühlte, daß sie dabei zu Grunde gehe, und auch Heinrich sah sie an, was er litt. Sie raffte all' ihren Muth zusammen und begann:

„Herr Rüstig, wir Beide stehen in einem Verhältniß zu einander, das ich nicht länger ertrage. Sie scheinen mich verkannt zu haben, sonst würden Sie mir nicht mit dieser Kälte begegnet sein?“

Heinrich wurde leidenschaftlich bewegt, er fuhr

mit den Händen in seinen dichten Haaren herum und erwiderte:

„Wer war es, der mir an jenem Abend seine Liebe gestand und das Herz eines Unglücklichen mit unendlicher Freude erfüllte? Wer war es, der mir versprach zu kommen und kam nicht? O, Ilse, hätten Sie gewußt, wie glücklich Sie mich durch Ihr Geständniß machten und wie unsäglich elend durch Ihr Benehmen in den folgenden Tagen, Sie würden gewiß nicht so gehandelt haben!“

Der tiefe Schmerz, den Ilse aus Heinrich's Worten herausfühlte, erweckte inniges Mitleid in ihr, aber mit fester Stimme erwiderte sie:

„Klagen Sie nicht mich an, sondern das Geschick, das auf ewig zwischen uns Beide eine Grenze setzt. Die Grenze zu übertreten ist ein Verbrechen; einmal habe ich es im Rausche der Leidenschaft gethan, aber Gott weiß, wie ich es bitter bereut. Ich liebe Sie, Herr Rüstig, ich gestehe es offen, aber ich gehorche eher der Pflicht, als der Stimme der Liebe. Wenn Sie mich lieben, Herr Rüstig, wie Sie es behaupten, so lassen Sie mir meinen Frieden, kreuzen Sie meine Wege nicht mehr. Sie sind edel und werden nur so handeln, wie ich es Ihnen sage. Das Geschick trennt uns, es hat nicht sein sollen.“

Gehen Sie hinaus in die Welt, sie steht Ihnen, dem Talentvollen, offen! Vergessen Sie eine Unglückliche, die nie an Ihrer Seite ruhen kann. Ja...!"

Sie wurde bleich und sank auf die Bank nieder. Heinrich unterstützte die Sinkende; auch er war bleich, aber gefaßt. Die festen Worte Ilse's hatten auch ihn gefestigt, ihr offenes Geständniß hatte ihn mit innigem Entzücken erfüllt. Als Ilse die Augen wieder aufschlug, sah sie Heinrich zu ihren Füßen knien. Sie lächelte und blickte trübe auf ihn nieder. Heinrich faßte ihre Hand und sagte:

„Denken Sie nicht, Ilse, daß ich Sie jetzt lasse, nachdem Sie mir so offen Ihre Gefühle gestanden. Sie sind mein, Sie gehören nicht Jenem, dem Sie vor der Welt Ihre Hand reichten. Sie sind mein und ich werde Sie erringen, erkämpfen, und sollte ich darüber zu Grunde gehen. Hier ist meine Hand, Kampf auf Leben und Tod.“

In Ilse entstand ein heftiger Kampf widerstrebendster Gefühle. Wieder stürmte auf sie hinein die Centnerlast des Pflichtgefühles — und zu ihren Füßen lag der Mann ihrer Liebe; vor ihren Augen sah sie die trostlose Zukunft an

der Seite eines ungeliebten Mannes — zu ihren Füßen lag ihr Geliebter, der sie in ein Paradies von Glück und Liebe zu führen versprach. Wem sollte sie folgen? Jenem, dem Aufgebrungenen? Nimmer! Und ihn leiden lassen, der vor ihr lag? Nimmer!

Mit leuchtenden Augen blickte sie auf Heinrich, ergriff die dargebotene Hand, drückte sie gegen ihre Brust und sagte:

„Thun Sie, was Ihnen gut scheint. Und gehen Sie im Kampf unter, gut, so werde ich Ihnen folgen. Ich will Niemanden gehören als Ihnen und eher will ich sterben, als Jensem die Hand vor dem Altar reichen.“

Diese Worte erfüllten Heinrich's Herz mit stürmischem Jubel. Er umschlang die Geliebte und flüsterte ihr tausend süße Worte zu. Ilse aber machte sich los.

„Kommen Sie! das Gewitter hat sich verzogen. Es möchte Aufsehen erregen, wenn wir noch länger zögerten.“

Sie traten aus der Thür, und siehe, über dem Walde leuchtete ein herrlicher Regenbogen wie ein Zeichen der Hoffnung den beiden Liebenden entgegen.

„Sieh', mein Liebchen, die Götter sind uns

günstig. Grimmige Kämpfe werden wir zu bestehen haben, doch ohne Zagen blicke ich in die Zukunft, denn das Ende belohnt alle Mühen."

Und unter herzlichen Gesprächen erreichten sie die Landstraße, wo die übrige Gesellschaft sie bereits erwartete.

Man begrüßte sich gegenseitig mit gutem Humor, und tauschte seine Erlebnisse aus. Das Wetter war herrlich geworden und unter Singen und Jubeln erreichte man die Stadt.

Zehntes Kapitel.

Die nächsten Wochen wurden für Heinrich eine Zeit überschwänglichen Glückes. Er lebte ganz seiner Liebe und Ilse war jetzt auch ganz die Seine, wenn sie auch ihre Neigung äußerlich nicht kundgab. Ein Blick aus ihren Augen, ein Druck der kleinen Hand genügte ja, um Heinrich in die seligste Stimmung zu versetzen. Täglich fand er an Ilse nie geahnte Schönheit; ihr Geist schien sich täglich reicher vor ihm zu entfalten, ihre Herzengüte schien ohne Grenzen zu sein. Und sie verstand es, Heinrich eine treue Helferin bei seinen Arbeiten zu sein; sie konnte auf seine Ideen eingehen und mit wunderbarer Divination ihre Tragweite erfassen. Freilich schüttelte sie häufig den Kopf, wenn sie sich auf religiösem Gebiete begegneten; sie sagte dann wohl:

„Da gehen wir Beide weit auseinander. Aber ich sehe ja an Dir, man kann gut sein ohne an einen christlichen Gott zu glauben, und rein leben, ohne den zehn Geboten zu folgen. Was Deine Ueberzeugung ist, mußt Du wahren und verfechten, selbst mir gegenüber.“

In dieser Zeit seligster Stimmung verfaßte Heinrich ein humoristisches Curriculum vitae, das er dann Ilse mittheilte. Mit Begierde ergriff sie es, und blieb wach bis spät in die Nacht, um sich ganz in das Werden und Wachsen ihres Geliebten hineinzudenken.

„Aus meinem Leben.“

Dichtung und Wahrheit.

Daß der 17. Juni 18.. für Manchen ein wichtiger Tag war, ist wohl außer allem Zweifel. Doch keinem wichtiger als dem Schuhmachermeister Anton Rüstig. Denn an diesem Tage wurde ihm ein Sohn geboren, der Großes versprach. So meinte es nämlich eine alte Base, die mit größter Bestimmtheit versicherte, der Knabe würde einstmals Großes leisten, denn sie habe in ihrer langjährigen Praxis als Kindtaufsbase noch kein Kind mit so ausgebildetem Schreiorgan gesehen. Die glückliche Frau Rüs-

ftig nahm auch keinen Anftand, das zu glauben, und sah in mütterlichen Phantafien ihren Sohn ſchon als Hochwürbigen auf der Kanzel, die Sünder niederschmetternd mit der Gewalt feiner Rede, die Reuigen aufrichtend mit milden Sprüchen und Ermahnungen.

Schon am folgenden Tage war die Taufe des Kleinen. Die ganze Verwandtschaft incl. der Baſen aus 61. Linie hatte ſich eingefunden und betrachtete den Kleinen mit bewundernden Blicken. Er ging von Arm zu Arm und kam höchſt verbrießlich in die Hände ſeiner Mutter zurück. Bei der Taufe paſſirte nichts Beſonderes, wie man wohl meinen ſollte, und der junge Chriſt kam wohlbehalten nach Hauſe zurück. Hier empfing ihn ein zweiter Simeon, der dicke Bierwirth, nahm ihn herzlich in die dicken Arme und ſagte prophetiſchen Sinnes: „Wein- und ſtarke Getränke ſoll er nicht trinken; werden ſoll er ein Prediger, wie ihn die Welt nicht geſehen, und — und —“

Hier wurde der Wirth unterbrochen, und der zweifellos wichtige Nachſatz ſeiner Rede ging für die Nachwelt verloren. Es iſt dem gewiſſenhaften Schreiber dieſer Zeilen nicht gelungen, dieſen Endſatz in der Gurgel des Wirthes wie-

herzufinden, und müssen wir uns deshalb resigniren.

Während dieser Zeit hatte sich der Kleine köstlich amüfirt. Er hatte, man denke, eine alte Base tüchtig an der Nase gezupft. Diese Frechheit von einem Kinde von einer Tageslänge hatte Alles frappirt. Die Meisten aber hatten sich in der Ansicht geeinigt, daß dem Kinde Großes zugebacht sei.

Am Abend wurde der Kleine von sämtlichen Basen und Bäschen nochmals abgeküßt. Eine alte Base glaubte hier bemerkt zu haben, daß der Kleine mit den Küffen der jüngeren Damen sehr zufrieden sei, und zog daraus den Schluß, der Kleine würde dem schönen Geschlechte später sehr gefährlich werden.

(Zu dem schönen Geschlechte zählte sich die Tante nämlich auch, obgleich es böse Leute gab, die Tante Flora's Schönheit sehr häßlich beurtheilten.)

Nun wollen wir unsern Kleinen ein wenig wachsen lassen und besuchen ihn wieder, nachdem er in die Schule gekommen. Zu seiner Ehre muß ich bemerken, daß er tüchtig lernte und mit dem Stocke des Lehrers öfters Fühlung hatte. Denn er wurde häufig ertappt, daß er statt

im Katechismus in einem Märchenbuche las, und während der Schulzeit von Elfen, Kobolden, Niesen und anderem Gesindel träumte. Besonders gefiel ihm die Geschichte vom schönen Dornröschen, denn bei ihm wohnte auch so ein Dornröschen. Das war so.

Im Nebenhause hauste ein Mägdelein, gleichen Alters mit Heinrich. Es war ein liebliches Kind, mit Gliedern, die man zart anfühlen mußte, um sie nicht zu zerbrechen. Aus einem Rahmen goldgelber Haare blitzten ein Paar schelmische blaue Augen, und der kleine Mund wußte reizend zu plaudern. Beide Kinder, sowie deren Eltern standen in fortwährendem vertraulichen Verkehr. Wenn Meister Rüstig Sonntag Nachmittag sein kurzes irdenes Pfeifchen angezündet, eilte er gewöhnlich zum Tischlermeister Copprian herüber. Beide saßen dann gemüthlich rauchend am Tische und machten in Politik. Der Meister Copprian entwickelte bei dieser Gelegenheit eine außerordentliche Kenntniß der Diplomatie; nicht nur wußte er genau, welche Verhandlungen augenblicklich zwischen diesem und jenem Cabinette geflogen wurden, sondern er sprach von den höchsten Staatsbeamten in einer Weise, daß man annehmen mußte, er habe wie

Tantalus an der Tafel der Götter gefessen und mit ihnen Schmolli getrunken. Indes machte sich unser Meister mit dieser seiner Wissenschaft durchaus nicht breit, sondern warf seine gewichtigen Worte so gleichgiltig hin, wie der Reiche die Pfennige. Er prahlte nie und eben deshalb gewannen seine Worte allenthalben Glanzen. Freilich war ihm Meister Küstig oft entgegen, indessen wurde er durch die enthusiastischen Rufe anderer Zuhörer bald überstimmt.

So waren auch die beiden Sprößlinge dieser ehrenwerthen und trotz aller revolutionären Reden höchst loyalen Bürger in beständigem Verkehr. Beide trugen Namen, die für ihre kindliche Zunge höchst schwierig auszusprechen waren. Sie verfielen daher unbewußterweise auf den genialen Gedanken, sie sich umzuwandeln. So entstanden denn, allen historischen Regeln der Wort-Verwandlung entgegen, folgende Monstra: aus Heinrich wurde Heiß, aus Thecla Thimeta. Wenn Heiß Langeweile hatte, so zog er seine Mutter am Kleide und flüsterte: Mama, ein klein bißchen nach Thimeta gehen. Und wenn er einen Apfel bekommen hatte, mußte er ihn nothwendigerweise mit Thimeta theilen, wenn sie hingegen ein Stück Kuchen erhielt, rief sie Heiß

heimlich in die Laube, wo er sich still hinsetzen und ein Stück nach dem andern in den Mund stecken lassen mußte. Wenn er es aber wagte, auch einmal in die kleinen zierlichen Finger zu beißen, so wurde dies Verbrechen regelmäßig und blitzschnell mit einer wohl applicirten Ohrfeige gerächt.

Ein Ereigniß im Leben Heider war es, als Thimeta zum ersten Male eine Puppe erhielt. Sie trippelte mit hochgerötheten Wangen zu Heiß herüber und hielt ihm schon von Weitem die Puppe entgegen. Heiß nahm das sonderbare Ding in die Hände und betrachtete es lange mit kritischen Blicken. Augenscheinlich aber konnte er nicht mit sich zurecht kommen, unter welche Kategorie der ihm bekannten Wesen sie zu stellen sei. Endlich aber warf er sie mit einer verachtenden Geberde von sich:

„Sie bewegt sich nicht mal!“

„Ei, das soll sie auch nicht!“

„Und schreien thut sie auch nicht!“

Jetzt wurde Thimeta ob dieser höchst grundlosen und lächerlichen Einwendungen höchst erbittert und erklärte energisch, er solle jetzt ruhig sein oder...! worauf sich Heiß in Postur stellte,

die kleinen Fäuste ballte und ihr die trotzigen Worte entgegenwarf:

„Komm nur an! Ich bin noch nicht bange!“

Ueber diese offenkundige Aufhebung der langjährigen Freundschaft wurde Thecla so erbittert, daß sie die Puppe fallen ließ und ihre Zuflucht zur Schürze nahm. Sie setzte sich weinend in die Ecke und hüllte das kleine Gesicht ganz in ihre Schürze ein. Heiß stand kopf- und rathlos da! Wie bereute er jetzt, so heftig gewesen zu sein! Er stand von ferne, dem Weinen näher als dem Lachen und sann auf einen Vorwand, sich ihr wieder zu nähern. Da fiel sein Blick auf die unglückselige Puppe, er hob sie auf, und sah zu seinem Schrecken, daß sie ein Bein gebrochen.

„Thimeta!“

Sie antwortete nicht, aber das Schluchzen hatte aufgehört.

„Die Puppe ist zerbrochen!“

Sie fuhr auf, sah das Unglück und rang die Hände! Das war die Strafe! Wie sollte sie die Puppe wieder heil kriegen? Da wußte Heiß aber Rath, er holte ein Stück Pech und eins, zwei, drei war das Bein wieder im Stande. Jetzt kehrte auch den Kleinen der Uebermuth zurück.

Heiß erklärte, die Puppe wäre krank und müßte in's Bett, er wollte indessen für sie ein Paar Krücken machen. Thimeta indeß suchte sich Lappen für ein Puppenkleid zurecht. Darüber entstand nun wieder die Frage, ob die Puppe Hosen oder Kleider tragen müsse. Da standen Beide rathlos. Endlich untersuchte Heiß die Lippen der Puppe und erklärte bald darauf mit größter Bestimmtheit, es fände sich dort ein kleiner Bart. Dabei blieb es.

Dem Heiß hatte die Geschichte vom schönen Dornröschen prächtig gefallen und er kam auf einen Gedanken, dieselbe selbst zu spielen. Wer Dornröschen's Rolle übernehmen sollte, unterlag keinem Zweifel und Thimeta ging auch mit großem Enthusiasmus auf diese neue, unerhörte Idee ein. Thimeta setzte sich also in die Laube, stach sich mit einem Dorn in die Finger und fiel augenblicklich in tiefen Schlaf. Sie konnte jedoch nicht unterlassen nach Heiß herüber zu blinzeln, der jetzt eben in die Laube eintrat. Es war ein schöner Prinz ohne Zweifel, auf seinem Kopfe einen mächtigen Helm in Gestalt einer Düte, um den Leib eine rothe Schärpe und an dieser eine Elle als Säbel. So schritt er majestätisch auf die Schlafende zu — aber, anstatt

wie der Prinz aus dem Märchen die Schlafende auf den Mund zu küssen, kniff dieser wirkliche Prinz dem Dornröschen die Nase zu. Sofort war der Zauber gelöst und Dornröschen befreit.

Die Eltern freuten sich innig über die Freundschaft der Kinder. Die Mütter machten schon einen geheimen Plan, wie die beiden Häuser bald durch einen Gang verbunden werden könnten, und so weiter. Doch es kam anders.

Thimeta wurde krank. Heiß ging jeden Tag ein paar Mal zu ihr, und frug gewissenhaft nach ihrem Befinden, doch fühlte er keinen besonderen Schmerz über ihre Krankheit; er meinte nur, daß wenn Thimeta lange krank bliebe, der Sommer sehr langweilig sein würde.

Thimeta lag indeß bewußtlos und eines Morgens, als Heiß an's nachbarliche Fenster klopfte, blickte die gute Frau Copprian ganz verstört heraus und sagte, daß Thimeta todt sei. Gleich darauf schloß sich das Fenster und Heiß stand allein. Er ging zu seiner Mutter und fragte sie, was das heiße, „todt sein“. Die Mutter sagte, Thimeta wäre jetzt ganz still, könnte nicht mehr sprechen, hören und sehen. Heiß schüttelte den Kopf und verstand die Erklärung nicht. Aber nach drei Tagen holte man aus

Nachbars Hause einen langen braun angestrichenen Kasten, mit einem Kreuze auf dem Deckel, und die Mutter sagte, Thimeta liege darin. Heiß lachte und meinte, sie wollte Verstecken spielen. Als er aber an den Kasten klopfte und mit neckender Stimme ihren Namen rief, erhielt er keine Antwort. Bald darauf kamen schwarz gekleidete Männer, die nahmen den Kasten auf und trugen ihn fort. Es gingen viele Leute hinter dem Sarge her, auch Thimeta's Vater, der viele Thränen vergoß. Als Heiß das sah, wurde sein Herz wunderbar beklemmt, es kam ihm ein Gefühl, als wenn Thimeta ein großes Unglück passirt wäre. Langsam nahte sich der Zug einem weiten, mauerumschlossenen Platze, auf dem viele Denkmäler und Kreuze standen. Unter einer Trauerweide war ein großes Loch gegraben und dahinein senkte man den Kasten, in welchem Thimeta eingeschlossen war, und warf große Haufen Erde darüber. Da ergriff Heiß eine unendliche Angst, er sprang vor die Leute, die immer noch Erde hinabschaufelten, hob die kleinen Hände zu ihnen empor und rief mit bebender Stimme: „Thimeta! Nicht zuwerfen!“

Die Leute verstanden ihn nicht, die Mutter

nahm ihn an der Hand und auf dem Heimwege erzählte sie ihm viel von einem schönen Orte, wo Chimeta jetzt wäre, da spielte sie, selbst ein Engel, mit den lieben Engeln. Vor Chimeta's Hause stellte sich Heiß vor das Fenster und spähte in der Stube herum, aber er sah nichts dort, als eine alte Kaze, die sich putzte. Heiß überkam wieder ein tiefes Weh! Mit wem sollte er nun seine Herrlichkeiten betrachten? Mit wem spielen? Oft lief er in den Garten, zur Laube, und lugte umher, ihren Namen rief er bittend, aber nur ein alter Kabe krächzte ihm höhrende Antwort.

Sei gesegnet, Mutter der Vergessenheit, gute, Alles mildernde Zeit! In Deine Arme flieht der Gatte, dem das blühende Weib von der Brust gerissen; zu Dir eilt der Jüngling, dem das Mädchen seiner Jugend die Treue gebrochen; zu Dir eilt der Mann, der für treues Bemühen nur Unank und Haß geerntet; den Bedrängten, der des Lebens Bitterniß bis zur Hefe getrunken — Alle nimmst Du barmherzig auf. Du milderst den wilden Schmerz zur sanften schmerzlichen Erinnerung, Du ebnest die Wellen des Herzens, die sich stürmisch wider Gott und ewige Weltordnung empörten, zum ruhigen Spiegel.

Sei gesegnet, Mutter der Vergessenheit, gute, Alles mildernde Zeit!

Sie bewährte ihre Kraft auch an Heinrich. Als sich einmal der Schmerz, der bei ihm doch keinen anderen Grund, als harmlosen Egoismus hatte, gelegt hatte, blieb nur noch eine schmerzliche Erinnerung an die Gute zurück, mit der er so manche fröhliche Stunde verlebt hatte.

Aber ein bitteres Gefühl hatte sich in sein Herz geschlichen, daß auch das Schöne einmal ein Ende haben müsse, und einst auch seine Eltern den Weg gingen, den Thimeta eingeschlagen.

Auch ging bald ein Anderer diesen Weg, der Vater. Heinrich liebte ihn weniger, als die Mutter, weil er strenge war, aber trotzdem sah er ihm jeden Wunsch vom Auge ab. Der Vater hatte sich schon lange schwach gefühlt, aber sich immer noch auf seinem Stuhle behauptet. Endlich aber brach die letzte Kraft, er fiel eines Morgens rücklings in die Stube und konnte nur mit Hilfe der Mutter das Bett suchen. Eine harte Jugend hatte den Lebenskeim in ihm erstickt; die Sorgen des Mannesalters brachten ihn dem Grabe nahe. Er frankte nicht lange. An einem Freitag, nach achttägigem Krankenlager, gerade

an dem Tage, in derselben Stunde, in welcher auch der große Dulder von Nazareth seinen Geist aufgab, schied auch er von der undankbaren Welt. Der letzte Blick seiner brechenden Augen galt seinem Sohne, das letzte liebevolle Wort der Mutter, dann noch ein Krampf, der herbe Gestalten des Schmerzes auf seine Lippen rief, ein Beben der Glieder, und sein Geist entfloh.

Diesmal wußte Heinrich, was es heiße, todt sein. Er kniete am Todesbette nieder und weinte bittere Thränen.

Nun begann für die Zurückgebliebenen eine harte Zeit, eine Zeit der Noth, ein Kampf um das Dasein. Die Mutter mußte anderen Leuten dienen und Heinrich mit jeder fremden Kost vorlieb nehmen. Unter diesen Umständen blieb seine körperliche Entwicklung zurück. Er war mager, schlank, ohne die Zeichen einer gesunden, markerfüllten Jugend. Aber das lebhafteste braune Auge zeigte, daß in dem Knaben ein tüchtiger Geist schlummere, der noch die Pflege bedurfte, um sich mächtig zu entwickeln. Und das geschah auch, soweit es der enge Kreis der Schule erlaubte. Er war in jedem Fache, Mathematik ausgenommen, der Erste; dem Lehrer war er

der liebste Schüler, so daß er von seinen Mitschülern nur „Lehrers Kind“ genannt wurde. Auch hatte er mit den Neidischen manchen Strauß zu kämpfen, da der Lehrer ihn als Aufpaffer gebrauchte, um freiere Hand zu haben. Zum Lohn für seine Gewissenhaftigkeit erhielt er dann von seinen Mitschülern Prügel in Menge, die jedoch sein Pflichtgefühl nicht ermatteten.

Mit dem zwölften Jahre beginnt bei unserm Helden eine neue Epoche. Er wurde nämlich ein Träger der Wissenschaft. Aber nicht in dem Sinne eines kahlköpfigen Gelehrten, der unter seinem Schädel Centner-Fülle von Wissenschaft beherbergt, nein er war jetzt ein Träger der Wissenschaft in des Wortes eigentlichster Bedeutung, vulgo fliegender Buchhändler. Da konnte man ihn täglich sehen, athemlos die Straßen durchrennend, hierhin und dorthin leselustigen Herren und Damen Futter in Hülle und Fülle bringend. Und wo sich nur ein Augenblick fand, da naschte er selbst von den süßen Früchten, die er für Andere unter dem Arme trug.

Und diese Zeit war in zweifacher Hinsicht ein Wendepunkt in Heinrich's Leben. Nicht nur machte er hier eine Schule der Höflichkeit durch, sondern auch die Fülle des Wissens war ihm

hier erschlossen. Und er benutzte Beides. Er merkte auf, wie Andere sich benahmten, lernte die feststehenden Phrasen und Alles, was dazu gehörte, den Leuten annehmlich zu erscheinen. Aber noch mehr benutzte er die andere Gelegenheit. Er verschlang alles Gedruckte, was ihm in den Weg kam, ohne Wahl. Das würde vom größten Nachtheil für seine Entwicklung gewesen sein, wenn sein gutes Gedächtniß nicht Vieles von dem Gelesenen festgehalten.

Und auch auf seinen Körper wirkte der neue Wirkungskreis höchst vortheilhaft. Er wurde kräftiger und gewandter, die bleiche Gesichtsfarbe wich einem gesunden Roth. Ja, es geschah wohl, daß ihn, wenn er mit Eile dahin sauste, ein Paar schöne Mädchenaugen bedeutungsvoll anblickten. Aber er verachtete die eiteln Dinger und dachte der todten Chimeta.

Sein Brodherr machte ihm später den Vorschlag, ihn in sein Geschäft zu nehmen. Heinrich aber äußerte den Wunsch, Gelehrter zu werden, und Jener unterstützte ihn auf die edelmüthigste Weise. Wie er aber später unter dem Despotismus seiner Wohlthäter gelitten, und oftmals der Stunde geflücht, wo er sich bewegen ließ,

eine Wohlthat aus ihrer Hand anzunehmen, das soll meine Feder nicht verrathen.

Jetzt aber, schöne-Ilse, bist Du der Gegenstand meines Studiums, meines Dichtens und Trachtens. Deine liebe Seele ist es, an der ich die großen Probleme der Psychologie ergründe; Dein kleines Herz ist es, an dem ich Metaphysik studire; Deine Liebe ist es, die mir den besten Beweis für meine Logik giebt; und Du bist, Ilse, schöne Ilse, Du bist der Lohn meines Strebens. Zu Dir eile ich, kämpfender Ritter im lustigen Geister-Turnei, zu Dir, und empfangе aus Deinen Händen den schönsten Siegespreis."

Zu dieser Zeit habilitirte sich Heinrich als Privat-Docent und eröffnete Vorlesungen über die neuere Philosophie. Anfangs war seine Zuhörer-Zahl gering, bald aber mehrte sie sich und endlich wurde der Saal zu klein für ihre Masse. Viele zog der Reiz der Neuheit hin, denn was Heinrich lehrte, war der auf der Universität herrschenden Schule schnurstracks entgegengesetzt. Wer ihn aber einmal gehört, blieb auch sein Zuhörer. Alle waren überrascht von der Klarheit, mit welcher er seine Ansichten entwickelte, von der Sicherheit, mit welcher er Systeme



baute, zu deren schwindelnder Gedankenhöhe sich nur Wenige erhoben; von der Fülle des Wissens, über die er gebot; von der Leichtigkeit, mit der er es anzuwenden wußte, und endlich von der classischen Schönheit seiner Sprache und dem eindringlichen Ton seiner Rede. Manchmal geschah es, daß ein aufstauender Gedanke ihn lebendig ergriff, dann legte er das Heft aus den Händen, und führte den bewundernden Zuhörern eine Ideenreihe vor, der sie mit ihrem Geiste nicht zu folgen vermochten.

Nicht lange dauerte es, und Heinrich war das Schlagwort des Tages, der Liebling der akademischen Jugend und der Gefürchtete der Ultramontanen. Letztere wurden seine grimmigsten Feinde; aber alle Mittel, ihn zu stürzen, fruchteten nichts. Die anonymen Artikel gegen ihn in dem Organ der Dunkelmänner hatten nur den entgegengesetzten Erfolg, daß sie nämlich Heinrich's Namen eine Bedeutung beilegten, von der er selber sich hatte nichts träumen lassen.

Aber die allgemeine Aufmerksamkeit wurde in noch höherem Grade auf ihn gelenkt, als sein Buch erschien. Anknüpfend an die religiöse Bewegung seiner Zeit, war er immer weiter ge-

Schritten, bis zur vollständigen Negation aller Religion. Das Ganze war ein Meisterwerk logischer Entwicklung, und nicht minder bedeutend durch seine glänzende Dialektik.

Das Buch kam zur rechten Zeit, die Gemüther waren auf's Aeußerste gereizt und täglich kamen neue Ereignisse, die die Aufregung noch steigerten. Die ganze katholische Kirche hatte sich in zwei Parteien getheilt, wovon aber die eine, die am alten Glauben zu hangen behauptete, entschieden die schwächere war. Auf der einen Seite stand die urtheilslose Menge, auf der andern wissenschaftlich gebildete Männer, die lieber Alles, als ihre Ueberzeugung opferten. In der Mitte standen die Indifferenten, die noch zwischen links und rechts schwankten.

Indem Heinrich der Opposition Anerkennung zugebeihen ließ, konnte ihn doch nichts bewegen, sein Resultat, die Nichtigkeit aller religiösen Vorstellungen, zu modificiren.

Es erhob sich in der gesammten Presse ein wahrer Sturm. Von Manchen wurde Heinrich Rüstig als der Mann des Tages gepriesen, sein Werk als epochemachend in der Geschichte der Menschheit hingestellt und er selbst aufgefordert, auf der einmal beschrittenen Bahn muthig weiter

fort zu schreiten. Der Beifall und die Unterstützung der gesammten gebildeten Welt würben ihn begleiten. Von vielen Seiten erhielt Heinrich die schmeichelhaftesten Zuschriften, freilich auch eine Menge solcher, die durchaus das Gegentheil athmeten, und überdies mit dem Schleier der Anonymität gedeckt waren.

Auf der andern Seite aber spieen die Getroffenen Feuer und Flammen. In dem sogenannten Winkelblättchen wurde das Buch geradezu als eine Ausgeburt der Hölle bezeichnet, und der Verfasser mit allen möglichen Höllestrafen belegt. Die Pfarrer gebrauchten es als passendes Thema zu einer Predigt und hezten das Volk offen und geheim gegen Heinrich auf. Die Blätter von anständiger Haltung bemühten sich, leidenschaftslos zu prüfen, aber häufig genug brach der mühsam verhaltene Grimm durch.

Auch für Heinrich's gesellschaftliche Stellung war das Erscheinen seines Buches von weittragenden Folgen. Viele Häuser schlossen sich vor ihm, seine Gesellschaft wurde von Vielen gemieden; auf der Straße blieben die Frechsten sogar stehen und wiesen mit Fingern auf ihn.

Aber Heinrich wurde von allen Versuchen, ihn zu erdrücken, nicht im mindesten berührt, denn

er wußte die Mehrzahl der Gebildeten auf seiner Seite, und was der Pöbel, vornehmer und Straßen-Pöbel, über ihn dachte und sprach, genirte ihn nicht. Es erschienen auch eine Menge Gegenschriften, zum größten Theile anonym, die anstatt in die Sache selbst einzubringen, sich am Nebensächlichen hielten, die klarsten Worte absichtlich mißverstanden, und so aus Heinrich's geistesklarem Werke ein Monstrum toller Phantastik und Unklarheit machten. Heinrich überging diese Invectiven, die nicht gegen sein Buch, sondern gegen ihn selbst gerichtet waren, mit Stillschweigen, und hielt sich nur an Jene, die mit wissenschaftlichem Ernste es sich angelegen sein ließen, ihn zu bekämpfen. Heinrich antwortete in gleichem würdigen Tone und hatte die Freude, einige Gegner auf seine Seite übertreten zu sehen.

Doch die Partei der Gläubigen ruhte nicht. Als sie einsah, daß es nichts half, Heinrich zu schmähcn und zu verlästern, griffen sie zu anderen Mitteln, die dem Gegner in Fleisch und Bein bringen sollten. Man suchte ihn aus seiner Stellung zu stürzen. Und die Partei wußte zu gut, daß sie in diesem Kampfe den Sieg davontragen würde. Der Rector der

Universität war ein strammer Ultramontane, vielleicht mehr aus Servilität als Ueberzeugung, aber er war es. An ihn wandten sich die Beleidigten und fanden geneigtes Gehör. Nach einiger Zeit verkündete ein Anschlag, daß es den Theologie-Studirenden verboten sei, Heinrich's Vorlesungen zu besuchen. Mit Befriedigung lasen die Ultramontanen das Zeugniß ihres Sieges und mit noch größerer Befriedigung sahen sie, wie gewissenhaft das Gebot befolgt wurde. Heinrich's Zuhörerschaft schmolz zusammen und endlich kündigte er seine Vorlesungen als geschlossen an.

Heinrich war tief empört über diese Charakterlosigkeit der akademischen Jugend. Sie, die auf den Bänken saßen, um in das Studium der Wahrheit einzudringen, gaben sich dennoch der Lüge und Heuchelei hin! Kleinliche Interessen, die Sorge um das tägliche Brod hielten sie ab, der Wahrheit die Ehre zu geben. Das sind die Geister, die einst Andere lehren sollen in der Liebe zur Weisheit! Selbst Heuchler, werden sie auch Andere unterrichten in der Kunst der Heuchelei, und eine Armee von Heuchlern wird sich über die Welt verbreiten und unendliches Unheil stiften überall! Die Wahrheit will

nicht den Finger, sie will die ganze Hand, sie will den ganzen Menschen mit Leib und Seele! Die Wahrheit fordert Entfagung: „Verlasse Alles was Du hast und folge mir nach,“ sagte Jesus zu dem reichen Jüngling, aber er hörte nicht auf die Mahnung, er blieb zurück. Und so, ewige Wahrheit, verhallen auch deine Mahnungen im Winde! Keiner will Alles opfern um beinetwillen, aber ich will es, ich thue es!

Als aber, das starke Weib, stand ihm mit ihrem liebreichen Troste treu zur Seite. Wenn er in Hasberg's Stube ihren milden Worten lauschte, fühlte er neuen Muth in seine Seele strömen und er fühlte sich kräftig genug, einer Welt von Bosheit zu widerstehen. Das Unglück hatte ihn nicht gebeugt, im Gegentheil, er stand fester als je, denn keine Rücksicht band ihn mehr. Der Ertrag seines Buches sicherte ihm ein sorgenfreies Leben auf lange Zeit hinaus. Und weiter wünschte er nichts. Eifriger als je gab er sich seinen Studien hin und beschenkte bald wieder die Welt mit einem neuen Erzeugniß seines Geistes.

Mit Arthur war eine außerordentliche Veränderung vorgegangen. Er besuchte seit längerer Zeit keine der akademischen Kneipen mehr,

zeigte sich in seinen Gesprächen um Vieles fühlender und verständiger, als sonst, und schien sich überhaupt zu bestreben, seine Studienzzeit bald zu vollenden, die Ursache war diese:

Als die kleine Mißhelligkeit zwischen Arthur und Emilie beigelegt war, sah Arthur ein, daß Emilie doch seine einzige Liebe bleiben würde, und deshalb gedachte er, sich ihrer für immer zu versichern. Er ging also einige Tage nach der Partie zu Emiliens Vater, Herrn Rechtsanwalt Hempel, und introducirte sich auf folgende Weise, nachdem die gewöhnlichen Redensarten gewechselt waren:

„Ich wünschte Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen, Herr Hempel.“

Emilie, die arbeitend in einer Fensterbank saß, wurde sehr roth bei diesen scheinbar harmlosen Worten.

Herr Hempel erwiderte mit einer artigen Verbeugung:

„Ich stehe zu Diensten, Herr Baron.“

„Na, also, die Sache ist diese, ich wünsche mich zu verloben.“

Hier schwieg er. Auf Herrn Hempel's Gesicht zeigte sich eine leise Verlegenheit, als Arthur nicht fortfuhr. Endlich erwiderte er:

„Hm! und nun?“

„Und dabei möchte ich Sie bitten, mir behülflich zu sein.“

„Recht gern! Herr Baron, vorausgesetzt, daß es in meinen Kräften steht.“

Emilie kicherte hinter ihrem Schnupftuche und machte hinter ihres Vaters Rücken einen Telegraphen.

„O, es steht in Ihren Kräften! Um kurz zu sein, ich wünsche mich mit Ihrer Fräulein Tochter zu verloben.“

Ein jeder andere Vater würde bei dieser Aussicht, seine Tochter zu baronifiren, in Entzücken gerathen sein. Bei Herrn Hempel war das aber durchaus nicht der Fall. Denn erstens hegte er keine allzu große Hochachtung vor der Noblesse und zweitens schien ihm Arthur eben nicht den besten Gatten für seine Tochter abzugeben. Er antwortete deshalb mit Haltung:

„Sie können natürlich nicht verlangen, daß ich Ihnen in diesem Augenblicke eine definitive Antwort gebe.“

„Gewiß nicht, gerade in einer solchen wichtigen Angelegenheit.“

Herrn Hempel's Stirne verdüsterte sich ein wenig. Er blickte forschend auf Arthur und sagte:

„Es befremdet mich, das Wort „wichtig“ aus Ihrem Munde zu hören, Herr Baron. Denn der Ton, in dem Sie eben sprachen, schien mir durchaus nicht zu beweisen, daß Sie von der Wichtigkeit Ihres Schrittes überzeugt seien. Sie werden daher, wenn ich nicht Alles für einen Scherz ansehen soll, in einem ernsteren Tone fortfahren müssen.“

Arthur wurde ein wenig frappirt von diesen Worten; er hatte sich Alles so leicht gedacht und nun war Herr Hempel doch ein ganz anderer Mann, als er ihn sich vorgestellt. Aber der Anfang war einmal gemacht, Arthur fuhr also fort:

„Ich hege wirklich die feste Absicht, Herr Hempel, Ihre Tochter zu meiner Braut zu machen, und Emilie ist ganz damit einverstanden.“

Emilie sprang bei diesen Worten auf und legte schmeichelnd ihren Arm um Papa's Schultern. Dieser aber schüttelte sie eben nicht sanft ab und antwortete:

„Gehe ein wenig hinaus, Emilie, ich habe mit Herrn von Drefeld noch einige Worte zu sprechen.“

Emilie trat bestürzt ab und warf Arthur noch einen vielsagenden Blick zu.

Als sich die Thür hinter Emilie geschlossen, setzte sich Herr Hempel vor Arthur und begann in ernstem Tone:

„Ich will Ihnen, Herr Baron, jetzt keine Predigt halten, das würde weder mir zukommen, noch für Sie passend sein. Aber erlauben müssen Sie mir, einige ernste Worte zu sprechen, erlauben müssen Sie es einem Vater, der seine einzige Tochter hinzugeben im Begriff ist.“

Arthur blickte offen in Herrn Hempel's Gesicht und erwiderte:

„Ich höre, Herr Hempel, sprechen Sie, wie Sie es für gut halten.“

„Nun denn! So weit ich Sie kenne, Herr Baron, sind Sie mir als ein äußerst fähiger, aber keineswegs hoffnungsvoller Kopf bekannt. Ihnen gefiel von Anfang an das Burschenleben besser, als das Studium auf einsamer Stube. Darum haben Sie auch in den fünf Semestern, die Sie jetzt in unserer Stadt zugebracht haben, noch nichts Bemerkenswerthes zu Wege gebracht. Es fehlt Ihnen nicht an Talent, sondern an Fleiß, und ohne diesen, das weiß ein Jeder, ist

alles Talent ohne Nutzen. Daß ich aber meine Tochter nicht einem Manne anvertrauen kann, dessen Zukunft vollständig unsicher ist, werden Sie, wenn Sie anders leidenschaftslos urtheilen wollen, einsehen."

Das sah Arthur allerdings ein und stimmte darin dem Schwiegervater in so vollständig bei. Dieser fuhr fort:

„Also arbeiten Sie, wenn Sie die Hand meiner Tochter erringen wollen. Arbeiten Sie, wie Ihr Freund, Herr Rüstig, es thut, aber gehen Sie nicht seinen Weg. Das kümmert mich hier indeß nicht. Wenn Sie sich eine Existenz erworben, werde ich Sie mit Freuden als meinen Schwiegersohn begrüßen. Aber nicht eher. Ich weiß, daß Sie reich sind, und ohne öffentliche Stellung gar wohl leben könnten, aber den Reichtum achte ich nicht. Er kann in einem Tage schwinden."

Arthur stand auf und reichte Herrn Hempel die Hand.

„Ich werde thun, was Sie mir sagten. Von jetzt an soll ein anderes Leben beginnen — doch genug der Pläne und Versprechen. Ich versichere Sie, daß ich in einem Jahre anders vor Ihnen stehe, wie jetzt."

Herr Hempel nahm die Hand an und sagte herzlich:

„Und dann seien Sie mir willkommen!“

Arthur brachte noch seine Bitte vor, sein Haus besuchen zu dürfen.

„Gewiß, es steht Ihnen offen und Emilie kennt die Grenzen, in denen sie sich Ihnen gegenüber zu bewegen hat.“

Damit schied Arthur. Auf der Treppe empfing ihn Emilie, und fragte ängstlich nach dem Ergebnis.

„Ja, liebes Kind, ich muß jetzt absolut solide werden, sonst erobere ich Dich nicht. Ein bitterer Vorsatz! Aber warte, bist Du erst meine Frau, hole ich alle dummen Streiche, die ich jetzt nicht mache, verdoppelt nach.“

„Ho! Schatz,“ erwiderte Emilie, „ich will Dich schon festzuhalten wissen.“

... Erstes Kapitel.

Heinrich's Stellung an der Universität wurde immer haltloser. Die Angriffe auf seine Person mehrten sich von Tag zu Tag. Von feindlicher Seite wurden die gebäßigsten Mittel gebraucht, um seinen sittlichen Charakter und überhaupt die Reinheit seines Strebens in Zweifel zu bringen. Heinrich ertrug Alles mit Stillschweigen und verachtete diese Pygmäen um so mehr, als sich um ihn ein zwar kleiner, doch tüchtiger Kreis Gesinnungsgenossen gebildet hatte, aus Männern, die gleich ihm die Angriffe kleinlicher Geister nicht fürchteten.

Doch kam es anders, als es sich Heinrich in seinen schlimmsten Träumen vorgestellt. Zu Heinrich kam eines Tages ein fremder Geistlicher, der umherzog, und Vorträge hielt über die kirchliche Bewegung der Neuzeit. Er war von sei-

dem Bischofe excommunicirt und wurde überall mit dem wüthendsten Haffe verfolgt. Auch in der Universitätsstadt gedachte er Vorträge zu halten und kam nun zu Heinrich, dessen Ruf bereits zu ihm gedrungen war, um ihn wegen eines passenden Locales zu befragen. Heinrich ging mit ihm zu mehreren Hotel-Besitzern, aber zu ihrem Besremden erfuhren sie, daß keiner seinen Saal vergeben könne. Der Geistliche bemerkte gegen Heinrich, daß wahrscheinlich alle bestochen oder bedroht seien. Endlich fanden sie am Ende der Stadt ein Local und der erste Vortrag wurde auf den nächsten Tag angekündigt.

Heinrich lud den Priester zu sich ein, und blieb noch lange an seiner Seite sitzen, ernste Gespräche führend über die Lage der Kirche und des Staates. Beide geriethen, als sie auf dem religiösen Gebiete ankamen, in eine lebhafte Discussion. Denn der Geistliche vertheidigte die Religion auf das Wärmste, Heinrich hingegen predigte das Evangelium der confessionslosen Religion.

Heinrich war eben in einer lebhaften Beweisführung begriffen, als ein lauter Ruf auf der Straße ihn an's Fenster eilen ließ. Er blickte hinaus, und siehe, unter ihm wogte, Kopf an

Kopf, eine unzählbare Menschenmenge. Es waren Leute aus den untersten Schichten der Bevölkerung. Man sah es Vielen an, daß sie eben erst von der Arbeit kamen, und sich gewiß vom Strome hatten mitreißen lassen. Einzelne besser gekleidete Männer huschten schattengleich hier und dort herum, und schienen eifrig zu sprechen. An manchen Stellen fanden sie lebhaften Beifall und ein wüthendes Geheul stieg dann zum Himmel empor. An anderen jedoch stießen sie auf lebhaften Widerstand und erhoben dann um so lauter ihre Stimme.

Auch der Geistliche war an's Fenster getreten und blickte hinunter. Er war bleich, aber keine Miene seines Gesichtes drückte Furcht oder Angst aus. Er wandte sich an Heinrich und sagte:

„Es gilt mir, ohne Zweifel. Die Herren haben die kurze Zeit nach meiner Ankunft vortrefflich zu benutzen gewußt. Das Volk ist blind, aber wehe denen, von denen Aergerniß kommt. Es thut mir leid, Herr Rüstig, daß Sie meinetwegen in Ungelegenheiten kommen. Ich werde indeß das Haus verlassen.“

Heinrich sah mit glühenden Augen auf die tobenbe Menge.

„Sie gehen nicht fort, Sie bleiben hier! Wollen Sie sich von der Menge zerreißen lassen? Ich werde Sie zu vertheidigen wissen, wenn es dem Pöbel gefallen sollte, zu stürmen.“

Eine tiefe Stille lagerte sich jetzt über die Menge und aus ihrer Mitte stieg dann eine Leidenschaftszitternde Stimme zu den beiden Männern empor. Es schien ein kleiner, budliger Mensch zu sein, der auf einer Art von Tribüne stand. Die Arme schlugen wüthend in der Luft umher und die heifere Stimme tönte schrillend über den weiten, menschen erfüllten Platz.

„Siehe Leute! der Wolf hat sich eingeschlichen in unsere Heerde, er weilt in unserer Mitte, weilt in unserer guten, echt katholischen Stadt. Er hat es gewagt, seinen Fuß auf geheiligten Boden zu setzen und er soll es ungestraft thuen?“

Ein lautes Gebrüll folgte diesen Worten. Die Lippen des fanatischen Redners zitterten vor Aufregung, als er fortfuhr:

„Groß ist die Langmuth des Himmels, aber endlich weiß er den Schuldigen zu treffen. Er ist schuldig, der jetzt dort oben in dem Hause weilt, in dem Hause des Atheisten, des Gottesleugners. Sie wollen uns rauben, was uns das Höchste ist, sie wollen sich selbst, eitle, von

kleinem Wissen aufgeblasene Thoren, wie sie sind, zu Göttern machen! Ha! und das sollte geschehen? In unseren Mauern, in denen die Reliquien so vieler großer Heiligen ruhen? Nein, es wird nicht geschehen! Eher wird ein Blitz ihn niederschlagen, als daß er unsere gute katholische Stadt mit seinen unflätigen Reden beschmutzen soll! Da steht er," rief der Redner, seine Stimme zur höchsten Höhe steigend, „da steht er am Fenster und blickt höhniſch auf uns herab! Ja," er ballte unter dem Toben der Menge seine Faust zu ihm heraus. „Wehe Dir! die Stunde des Gerichtes naht! Auf, gutes Volk, der Herr giebt ihn in Eure Hand! Auf, vernichtet ihn!"

Er sprang von seiner Tribüne herunter und stand bald vor der Treppe. Eine heulende Menge zog ihm nach und wüthende, schwielige Fäuste bemühten sich, die Thür einzustößen. Aber lange widerstand sie, endlich aber wich der untere Theil — schon wollte ein wüthender Arbeiter hereindringen — als ein lautes Schrein erscholl. Mitten in der Menge erhob sich ein unbeschreibliches Gewühl, nach allen Seiten stob die Menge auseinander und ließ einen Weg zur Thür offen. Es waren ein Trupp junger Leute von

kräftigem Bau, sämmtlich mit Stöcken bewaffnet, die mit leichter Mühe den Pöbel auseinandertrieben. Arthur stand an ihrer Spitze und trieb mit mächtigen Schlägen den Eisenfresser von der Thür, die Uebrigen folgten, und bald bildete sich eine trotzige Schutzwehr vor der auf und niederwogenden Menge. Arthur eilte hinauf und drückte dem freudig erstaunten Freunde die Hand.

„Hätt' ich Riesenträfte, um mit einem Male diese Hydra von Pöbel zu zerschmettern! Hei, Freundchen, die Ritterzeiten lehren wieder und mich stehst Du hier als Löwen von Flandern.“

Damit eilte er hinab.

Es würde den muthigen jungen Leuten gewiß nicht gelungen sein, ihren Standpunkt lange zu behaupten, wenn ihnen nicht Hülfe von Seiten der Polizei geworden wäre, deren blanke Waffen bald den Platz säuberten. Vor dem Hause Rüstig's blieb eine Wache zurück, die aber die ganze Nacht hindurch ungestört blieb.

Am andern Tage wurde der Vortrag gehalten und zwar Abends um sieben Uhr. Der Saal war gedrängt voll, die Zuhörer lauschten gespannt auf die klaren, eindringlichen Worte des Redners, der mit vollständiger Sachkenntniß das

Verhältniß des Staates gegenüber der Unfehlbarkeitsfrage erörterte und mit donnerndem Beifall belohnt wurde. Die Vorlesung verlief ungestört, bis auf einzelne Rufe und einen Steinwurf durch's Fenster, der aber Niemanden verletzte. Als der Redner geendet, trat ein hochgestellter Beamter zu ihm, und dankte ihm im Namen des Auditoriums für seine Rede.

Als die Zuhörer den Saal verließen, fanden sie einzelne verdächtige Gestalten vor der Thür, deren Zahl, als auch der Redner herausschritt, sich bald vermehrte. Es schollen wüste Zurufe aus dem Haufen und sogar ein Stein wurde auf den Priester geschleudert. Diesen hatten einige Officiere und Heinrich in die Mitte genommen, und hielten so das andrängende Volk im Zaume.

Vor Heinrich's Hause wiederholte sich derselbe Auftritt und am folgenden Abend, als der Priester schon weiter gereist war, wurden Heinrich's Fenster durch Steinwürfe zertrümmert. Selbst sein Leben kam auf diese Weise in Gefahr. Heinrich sah ein, daß hier in der Stadt seines Bleibens nicht mehr, und hatte dieserhalb manche Unterredung mit Arthur, der ihm die journalistische Laufbahn anempfahl. Heinrich

that auch Schritte in dieser Beziehung, die aber ohne Erfolg blieben. Man fürchtete eben in ihm einen Repräsentanten der äußersten Linken zu finden.

Mehr als je dachte jetzt Heinrich an Ilse und nahm sich immer vor, in ihrer Angelegenheit energische Schritte zu thun. Aber es gab große Hindernisse zu beseitigen.

Da war zunächst Ilse's Mutter. Sie war die Wittwe eines Pastors, der zu seinen Lebzeiten als einer der ärgsten Pietisten bekannt war. Seine Frau hatte seine Grundsätze eingesogen und bewegte sich stets in einem betäubenden Dunste religiöser Formelkrams. Jedes freie Wort war ihr zuwider; jeder Blick der Augen, der nicht zum Himmel ging, war verpönt bei ihr und Ilse, welche diese Scheinreligion im höchsten Grade anwiderte, hatte manchen harten Strauß mit ihr zu verfechten. Ilse's Mutter besaß ein bedeutendes Vermögen in Grundstücken, außerdem ein hübsches Haus und eine Erbschaft in spe. Vor zwei Jahren nun hatte sich bei Frau Thal ein Professor einführen lassen, der in kurzer Zeit sich die Gunst der alten beschränkten Frau zu erwerben gewußt hatte. Was er sagte, geschah im Hause,

es schien als ob sich Alles um ihn drehen müßte, kurz er spielte die Rolle Tartüffe's. Er bemühte sich eifrig um Ilse, die aber einen lebhaften Widerwillen gegen ihn fühlte, um so mehr, als sie recht gut einsah, wohinaus Alles zielte. Und das gefürchtete Unheil nahte sich eines Tages. Ilse's Mutter fragte ihre Tochter im Vertrauen, wie ihr Herr Baumann gefiele und so weiter, und kam endlich mit dem Gedanken heraus, daß das einen guten Mann für sie abgeben würde. Ilse sträubte sich, es half aber nichts, das Leben wurde ihr zur Hölle gemacht, und verzweifelt reichte sie dem verhassten Manu die Hand.

Heinrich lauschte zähneknirschend dieser Erzählung Ilse's und machte mit ihr Pläne, wie sie die Sache angreifen wollten. Aber der Professor griff ihnen vor:

Das berühmteste Blättchen in der Universitätsstadt war „der Volksfreund“. Der Redacteur dieses Blattes hatte es in der Fuge und Verdrehung zu einer beneidenswerthen Kunstfertigkeit gebracht. Und zudem bediente er sich der gehässigsten persönlichen Angriffe. Ein solcher aber stand in der Abendnummer des achtzehnten März, überschrieben:

Ein Räthsel.

„Es sind Zwei, er ist gottlos, sie wahrschein-
lich auch. Sie ist verlobt, das hindert ihn, aber
nicht, mit ihr zu liebeln, und sie begünstigt ihn.
Sie treffen sich täglich am Berge, wo das Thal
räftig mit ihm zusammen kommt. Nun, lautet
unser Räthsel: 1) Wer sind die Beiden? 2) Wer
ist der, dem die Hörner schon vor der Ehe
aufgesetzt werden? 3) Was wird das Ende
sein?“

Der Streich war meisterhaft geführt, die
Wirkung blieb nicht aus. Am Abend saßen die
Alten und Jungen hinter ihrem Seidel und
knackten eifrig an der harten Nuß. Aber Einer
faß sich denn doch, der eine Lücke entdeckte und
sofort mit dem Messer nachhalf, um die Oeffnung
zu erweitern. Am andern Morgen aber wußte
die ganze Stadt, wer die Betreffenden seien,
die Sache wurde eifrig commentirt, Manches
hinzugesetzt, daß an Ilse und Heinrich aber auch
kein gutes Haar blieb. Lange war der Klatsch-
sucht der Stadt nicht ein solches Essen vorge-
setzt worden und mit einem wahren Heißhunger
fielen Alle darüber her.

An Heinrich blieb jetzt kein gutes Haar mehr.
Man hatte ja nun neue Beweise vor Augen, daß

ihm nichts mehr heilig war. Die Zeitungen waren jetzt gehässiger denn je.

Heinrich war wie vom Schläge gerührt, als ihm das Zeitungsblatt zu Gesicht kam. Nicht ihn berührte dieser infame Streich, aber er traf ja eine Andere mit, die ihm lieber war als sein Leben. Wie bereute er, nicht sogleich Schritte gethan zu haben, Ilse für immer zu der Seinen zu machen! Jetzt war der Friede, die idyllische Ruhe ihres Liebelebens gestört, und vielleicht, vielleicht war dies ein Todesstreich für Ilse, denn ihre Ehre war auf eine Weise angegriffen, für die es keine Genugthuung gab. Nur auf eine Weise konnte er sie retten, und das war, sie als die Seine zu behaupten. Er machte sich am andern Morgen sofort zu Ilse's Mutter auf den Weg.

Ilse lag krank zu Bett. Am vorigen Tage war eine gute Freundin zu ihrer Mutter gekommen, hatte lange mit ihr gesprochen und war endlich mit den Worten fortgegangen: „Wie gesagt, ich sehe keinen Ausweg.“

Ilse hatte die Worte schon wieder vergessen und saß arbeitend und an Heinrich denkend am Fenster. Da that sich die Thür auf und ihre Mutter trat ein. Ihre Züge hatten einen un-

heimlich ernsten Ausdruck, die grauen Augen zwinkerten boshaft, als sie einen Stuhl nahm und sich ihrer Tochter gegenüber setzte.

„In welchem Verhältniß stehst Du zu Herrn Rüstig?“ begann sie in schneidendem Tone.

Ilse ließ erschreckt ihre Arbeit fallen und blickte verwirrt in die Augen ihrer Mutter. Was sie da las, sagte ihr, daß alles Leugnen vergeblich sei. Aber vorsichtig antwortete sie:

„Ich? Ich habe ihn häufig bei Hasbergs getroffen.“

„So? Also weiter ist nichts zwischen Euch vorgefallen?“

Ilse schwieg und blickte bleich vor sich nieder.

„Antworte . . . Oder willst Du mich betrügen? Meinst Du, ich wisse nicht, was längst Stadtgespräch ist?“

Ilse sprang tödtlich getroffen auf. „Stadtgespräch? Mein Name und Rüstig's Name Stadtgespräch?“

„O ja! Schlimmer als das! Hier lies.“

Ilse ergriff das Blatt mit zitternden Händen, und las, dann sank sie auf ihren Stuhl zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Nun, hast Du noch Lust zu leugnen? Willst

Du noch in Abrede stellen, was Du mit dem Gottesleugner getrieben? Das sind wahrlich schöne Handlungen von einem jungen Mädchen, das im Begriff steht, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Sind das die Früchte meiner Erziehung? Folgst Du so den Geboten, die ich Dir eingeflößt? O ich weiß es, es war immer ein freier Geist in Dir und ich ahnte stets, daß es ein schlechtes Ende mit Dir nehmen würde, aber dies Ende habe ich mir nicht vorgestellt. Dein Name ist in Aller Munde, von allen Seiten schmäht man auf Dich und mit Recht, denn Du hast gehandelt, wie eine Dirne, ja, wie eine Dirne.“

Use fuhr auf, Röthe der Scham und des Zornes auf dem holden Gesichte. Leidenschaftlich zitternd stellte sie sich vor die Mutter und erwiderte mit bebender Stimme:

„Ha! Wahrlich! Lange genug habe ich schweigend gelitten! Habe nichts erwidert, wenn Du mir die unschuldigen Freuden der Jugend verkümmertest, mich an einen Mann fesseltest, den ich verabscheuen mußte. Aber jetzt schweige ich nicht mehr, das Maß ist voll und ich will reden, wie es mir um's Herz ist. Du hast es verschuldet, Mutter, wenn ich gefehlt! Du hast die

Gefühle meines Herzens eingezwängt, ist es meine Schuld, wenn sie endlich losbrechen mit stürmender Gewalt? Du hast mich an einen Mann gefesselt, den ich nicht liebe, Du hast mich für mein ganzes Leben unglücklich gemacht; und nun, da sich die Früchte Deiner Handlungsweise zeigen, jetzt klagst Du mich mit bitteren Worten des Fehlers an, den Du selbst verschuldet! Ich liebe den Mann nicht, ich hasse ihn, und eher will ich sterben, als ihm meine Hand reichen vor dem Altare. Ich liebe Küstig und ihm nur will ich angehören, keinem Andern! Sage das dem Manne, der sich meinen Verlobten nennt, frage ihn, ob er noch auf ein Gut besteht, das nicht sein ist; ob er an der Seite eines Weibes leben will, das ihn täglich und stündlich verflucht! Sage es ihm, und er mag kommen und mich richten! Er ist ein Glender, wenn er begehrt, was nicht sein ist, und auf Dich, Mutter, auf Dich fällt die ganze Last des Unheils, das auf Deine Tochter hereinbricht!"

Die Mutter war aufgestanden und sah ihrer Tochter wuthglühend in die Augen. Ilse aber sah gefaßt Allem entgegen, was die Mutter über sie verhängen konnte, diese antwortete:

„Ha! Eine solche Sprache mir gegenüber,

©. Kampfmuth, Per aspera ad astra.

mir, Deiner Mutter, die Alles für Dich gethan, für Dich gelebt und gesorgt hat! Und so dankst Du mir, Ungerathene? Ich will Dir nicht fluchen, denn entsetzlich sind die Folgen des Fluches der Mutter. Aber ich will Dich zwingen, Dich meinem Willen zu fügen! Du sollst, Du wirst Herrn Baumann Deine Hand reichen! So wahr ich Deine Mutter bin, Du wirst es! Ich denke nicht daran, wie sehr Du mich beleidigt hast, ich rechne es nicht, denn wer kann auf Dank rechnen in dieser sündigen Welt! Ich vergebe Dir, was Du an mir gethan, aber nicht kann ich vergeben, daß Du den herrlichen Mann, Deinen Verlobten, beleidigt hast! Er, der Dich so hingebend liebt,“ Ilse machte eine Bewegung sprechen zu wollen — „schweige, ich will kein Wort von Dir hören! — so hingebend liebt, ihn hast Du auf die hinterlistigste Weise betrogen! Dafür giebt es nur eine Sühne, daß Du ihm sofort die Hand reichst am Altare! Das ist die einzige Sühne.“

„Wenn es keine andere giebt,“ erwiederte Ilse, „so muß ich ewig das Bewußtsein meiner Schuld mit mir herumtragen, denn nimmer werde ich die Seine.“

„Nicht so trotzig, Ilse, ich werde Deinen

Hochmuth zu beugen wissen, ich werde Herrn Baumann von diesem betrübenden Vorfall in Kenntniß setzen, denn besser, er erfährt es durch mich als durch Andere. Freilich werde ich mich dabei in einiger Beziehung bloßstellen, weil ich als Deine Mutter nicht so genau auf Dich merkte, als es, wie ich jetzt gesehen, nöthig war. Geh' auf Dein Zimmer und erwarte das Weitere."

Ilse ging schweigend hinaus. In ihrem Zimmer angekommen, fühlte sie eine ängstliche Beklemmung der Brust, ein Schwindel ergriff sie, es wurde dunkel vor ihren Augen, und lautlos sank sie auf dem Teppich nieder.

Zwölftes Kapitel.

Ihre Mutter saß indessen in ihrer Gebetsstube und arbeitete an einem Briefe für Professor Baumann. Oft hielt sie inne, dachte lange nach, strich aus und machte noch Randbemerkungen. Endlich aber war er fertig und mit innerlicher Befriedigung las sie ihn halblaut vor sich hin:

„Lieber Sohn!

Wenn ich in den folgenden Zeilen Jemanden anklage — so will ich doch nach den Gesetzen christlicher Demuth auch mich von der Schuld nicht freisprechen. Wer ist gerecht? Wer sündenlos? Fällt nicht, wie unser heiligster Erlöser sagt, der Gerechte sieben Mal in einem Tage, wie viel mehr also ich, seine sündigste Dienerin? Ja, es ist bitter, lieber Sohn, Jemanden ankla-

gen zu müssen, der meinem Herzen ach so nahe steht — meine Tochter, Ihre Braut. Ich muß sie eines Fehlers anklagen, der für Sie besonders beleidigend ist, der Untreue!

Ich sehe es, lieber Sohn, Ihren Mienen an, welcher Sturm von Weh bei diesen Worten — sie klingen geschrieben so hart — in Ihrem Herzen aufsteigt. Ich weiß es ja, wie sehr Sie Ilse lieben; ich war Zeuge Ihrer unermüdblichen Bemühungen um sie, die endlich mit Erfolg gekrönt wurden. Sie waren so glücklich, und jetzt, ach, muß ich kalten Blutes Ihnen den eisigen Enttäuschungsdolch in Ihr liebeglühendes Herz stoßen. Es thut mir weh, aber was thut man nicht der Wahrheit wegen?

Ilse hat ein Verhältniß mit einem jungen Menschen, Rüstig genannt, angefangen, das nun zum Stadt- und Zeitungsgespräch geworden ist. Sie fragen mich: „wer ist dieser Rüstig, der es wagt, gleich einem Diebe in fremdes Eigenthum zu steigen?“ Ein ehemaliger Docent, ein Gottesleugner, ein Atheist, kurz ein durchaus verdorbenes Subject. Sie trafen sich bei Hasbergs und das war der Ort der Sünde. Ich habe Ilse heute zur Rede gestellt, aber der Geist des Widerspruchs wohnt in dem Mädchen. Sie er-

klarte nie die Ihrige werden zu wollen. Was ich von einer solchen Drohung halte, wissen Sie selbst sehr gut.

Doch ich will nicht alle Schuld auf Ihe schieben, auch ich bin schuldig. Denn mit einem mir jetzt unerklärlichen Leichtsinne habe ich dem Mädchen allen Willen gelassen, und ihr so Gelegenheit gegeben zur Sünde. Ich habe mit Entsetzen erkannt, daß mein Kind an einem Abgrund steht, zu dem ich es, so zu sagen, selbst geführt. Ich hoffe aber, daß Gott in seiner besannenen Liebe und Barmherzigkeit mir verzeihen wird.

Und nun bitte ich Sie, lieber Sohn, herüber zu kommen, und bei Ihrer Verlobten Ihre Rechte geltend zu machen. Ich gebe Ihnen vollständige Freiheit des Handelns. Am besten ist es, wenn Sie auf baldige Heirath dringen."

Zum Schluß folgten noch eine Menge salbungsvoller Phrasen und ein Erguß über die Gottlosigkeit unserer Zeit.

Das Dienstmädchen trat ein und meldete den Besuch eines Herrn. Seinen Namen habe er nicht genannt, er wünsche dringend die Frau Pastor zu sprechen, sie sei ja zu Hause.

Leider war diese Stunde gerade die Andachts-

stunde der frommen Frau, und zu dieser Zeit, das war eines ihrer wichtigsten Hausgesetze, nahm sie nie Besuche an; eben wollte sie das Mädchen mit harten Worten auf das Gesetz aufmerksam machen, als ein energischer Schritt auf dem Vorzimmer erklang und eine Hand kurz anklopfte.

Das Dienstmädchen öffnete und herein trat Heinrich, elegant gekleidet, und verneigte sich vor der staunenden Dame.

„Sie werden verzeihen, Frau Pastor, wenn ich auf solch' anstandswidrige Weise eintrete. Ich denke, die Sache, um derenwillen ich hergekommen, wird Ihnen wichtig genug erscheinen, um mich zu entschuldigen, darf ich um eine Unterredung bitten?“

Die Dame gehorchte den fast befehlenden Worten des Unbekannten, und ließ das Mädchen hinaustreten.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte sie, Heinrich einen Stuhl anbietend, den dieser ablehnte.

„Mein Name ist Heinrich Rüstig, und nun wird Ihnen klar sein, weshalb ich komme.“

Die Augen der Frau Pastor vergrößerten

sich zusehends und betrachteten Heinrich stehend von Oben bis Unten.

„Ah so! Der Mann, dessen Name jetzt auf eine so unangenehme Weise mit dem meiner Tochter zusammen geworfen ist. Ich wundere mich, Sie hier zu sehen.“

Heinrich's Gesicht nahm noch entschlossenerer Züge an als er erwiderte:

„Meine Begriffe von Ehre müßten andere sein, als sie sind, sonst stände ich nicht hier. Ich komme nicht, mich zu entschuldigen.“

„Ich wüßte auch in der That nicht,“ sagte die Wittve in einem schneidenden Tone, „ob in dem vorliegenden Falle überhaupt eine Entschuldigung möglich wäre. Jedenfalls war Ihre Handlungsweise nicht die eines Mannes von Ehre.“

„Frau Pastor,“ erwiderte Heinrich mit bebender Stimme, „ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

„Allerdings nicht! das stimmt ja mit den Grundsätzen, die Sie in Ihren Schriften vertreten!“

Ohne auf die boshafte Zwischenrede der Mutter Ilse's zu achten, fuhr Heinrich fort:

„Ich sage, ich bin mir in meinen Handlungen keiner Schuld bewußt, vielleicht nur der, daß

ich wartete, bis die öffentliche Zunge mich auf ein Unrecht hinwies, das ich nicht geltend gemacht!"

„Ein Unrecht? das bezieht sich wohl auf meine Tochter?"

„Allerdings! Es war ein Fehler von mir, mich mit einem Mädchen in ein Herzensbündniß einzulassen, ohne die Schritte zu thun, sie für immer zu der Meinigen zu machen.“

„Ach so! Aber meine Tochter war verlobt, Sie wußten es, aber doch hatten Sie Zusammenkünfte mit ihr! Wie reimt sich das mit Ihren Begriffen von Ehre?"

„Wie ich schon sagte, ich liebte Ihre Tochter und es war mein Fehler, daß ich sie nicht zu erringen strebte. Aber jetzt geschieht es, jetzt in diesem Augenblicke. Ich liebe Ihre Tochter und sie liebt mich.“

„Das ist allerdings rührend und würde in einem Romane sicher zu einer Ehe führen. Ich sehe die Sache indeß mit anderen Augen an. Sie wissen ja, daß Ilse verlobt ist, wie können Sie Angesichts dieser Thatsache mir eine solche Zumuthung machen?"

„Weil Ilse ihren Verlobten nicht liebt, muß das Verhältniß gebrochen werden.“

„Haha! Und dann wollen Sie an Herrn Baumann's Stelle treten?“

„Sie wissen, daß Ilse mich liebt.“

„Was kümmert es mich? Sie ist verlobt und dabei bleibt es. Mit ihrem Herzen mag sie sich selbst abfinden.“

„Ich bitte Sie, Frau Pastor, bedenken Sie Eines. Wenn Sie Ihre Tochter an die Person eines ungeliebten Mannes fesseln, so machen Sie sie für ihr ganzes Leben unglücklich. Wollen Sie das? Können Sie das wollen?“

„Ich will nur ihr Bestes.“

„Ich zweifle nicht daran, aber Ihre Liebe hat Sie irre geführt. Anstatt Ihre Tochter glücklich zu machen, liefern Sie sie für ihr ganzes Leben dem Unglück in die Arme. Ich denke wahrlich nicht an mich, gern will ich mein Glück opfern für Ilse's Glück, aber bedenken Sie das Leben eines jungen Mädchens, gram- und thränenvoll.“

„O diese Thränen, die jedes junge, sentimentale Mädchenherz einmal weint, werden bald trocken, sie wird sich an eines Mannes Seite glücklich fühlen, der ihrer in jeder Beziehung würdig ist.“

„Sie betrachten als ein Glück, was Ilse als den Tod ihrer Jugend ansehen muß —“

„Genug, alle Ihre Neben zielen ja nur auf Eins hinaus, auf die Hand meiner Tochter. Diese aber, merken Sie sich das, ist Ihnen ewig verloren.“

„Sie haben keine Gewalt über Ilse's Herz.“

„Und doch wird sie sich fügen. Ich kenne Ilse zu gut. Dieser Sturm, den ich vorausgesehen, wird sich legen und Ilse wird einsehen, daß ich nur ihr Bestes gewollt. Ich habe an den Verlobten meiner Tochter geschrieben, er wird in einigen Tagen hier sein.“

„Hoffentlich ist er verständigen Einwürfen zugänglicher, als seine blind liebende Schwiegermutter.“

„O! im Gegentheil! Er wird festhalten, was ihm gehört! Erwarten Sie nicht in ihm einen jungen Gecken — er ist ein charakterfester muthiger Mann und wird die ihm angethane Schmach zu rächen wissen.“

„Mag er kommen, ich fürchte ihn nicht.“

Die Wittwe deutete durch ihr Aufstehen an, daß sie die Unterredung als beendet betrachtete. Heinrich empfahl sich kalt und eilte, Wuth und Verzweiflung im Herzen, nach Hause.

Die Wittve ging auf das Zimmer ihrer Tochter und sah bei ihrem Eintritt Ilse regungslos auf dem Boden liegen. Aber das Herz der Mutter wurde eben nicht sehr erschreckt durch diesen Anblick, sie beugte sich nieder, fühlte nach dem Puls und sagte: „Ah! nur eine Ohnmacht, nichts weiter.“ Ihren Bemühungen mit kaltem Wasser gelang es denn auch bald, die Ohnmächtige in's Bewußtsein zurück zu rufen. Aber Ilse war nicht im Stande, sich ohne Hülfe auf den Füßen zu erhalten, sie mußte sich sofort zu Bette legen.

Ilse durfte auch an den folgenden Tagen das Bett nicht wieder verlassen. Sie war nicht eigentlich krank zu nennen, denn es zeigte sich kein äußerliches Zeichen einer innerlichen Unordnung. Aber sie lag den ganzen Tag regungslos auf ihrem Lager, hatte für nichts mehr Interesse, und verlangte auch nicht nach Speise und Trank.

Am dritten Tage nach Abgang des Briefes traf Herr Baumann, Ilse's Verlobter, ein. Es war ein Mann in Mitte der dreißiger Jahre, und von ganz einnehmendem Außern, wenn sein Gesicht nicht einen widerlichen süßen Anflug, seine Stimme so etwas Bispelndes und

seine Augen einen so unstillen Glanz gehabt hätten.

Unter dem glatt rasirten Kinne zeigte sich ein kohlschwarzer Bart, der sich weiter hinauf zu einem Backenbart erweiterte. Das Gesicht hatte eine jugendlich-rosige Farbe, und deutete eben nicht auf jenes ascetische Leben hin, welches man nach seinen Reden von ihm erwarten sollte. Die Scheitelung des dichten Haares, die Weiße der wohlgepflegten Hände, der Schnitt seiner schwarzen Kleidung, Alles an ihm war untadelhaft.

Frau Thal empfing den werthen Gast mit geziemender Ehrfurcht und Liebe. Dann wandte sich das Gespräch auf den Zweck des Besuches.

„Ich hätte nicht erwartet, liebe Mutter, daß meine Braut sich in so weit hätte vergessen können. Zwar ich kenne die Schwäche des menschlichen Herzens, und ich weiß, wie leicht schöne Worte ein unerfahrenes Mädchenherz bethören können.“

Damit sagte Herr Baumann keine Unwahrheit, denn er wußte das allerdings aus eigener Erfahrung. Der Fluch eines armen Mädchens lastete auf ihm und in manchen Augenblicken trat ihm ihre Gestalt wie ein drohendes Gespenst vor die Seele.

„Aber,“ antwortete die Mutter, denselben salbungsvollen Ton anschlagend, „Ise steht bereits in den Jahren, wo man die Folgen einer That übersehen kann und muß.“

„Gewiß, liebe Mutter! Aber trotzdem will ich sie nicht unbedingt verdammen. Ich will ihr nicht nahen, wie ein Racheengel, nein; mit dem Delzweig des Friedens und der Versöhnung.“

„Aber ihrem Verführer müssen wir in energischer Weise gegenüber treten.“

„Gewiß! Ich werde zu ihm gehen und ihm mit milden Worten, die ihn rühren müssen, sein Unrecht vorstellen. Dann wird er in sich gehen. Ich denke er ist ein noch sehr junger Mann, der nicht wußte, was er that.“

„O nein,“ erwiderte die Wittve in heftigem Tone, denn es ärgerte sie, daß ihr zukünftiger Schwiegersohn so blutwenig Courage zeigte, „o nein, es ist ein insolenter Mensch. Er war bei mir —“

„Er war hier?“ rief Herr Baumann, seinen salbungsvollen Ton vergessend. Jedenfalls lag darin, daß Heinrich zu der Mutter seiner Braut gekommen, sehr viel Seltsames. Sicher ist jedoch, daß unter den obliegenden Verhältnissen und wenn Herr Baumann an Heinrich's Stelle ge-

wesen wäre, er Frau Thal nicht besucht haben würde.

„Freilich war er hier,“ antwortete Frau Thal, „und erklärte in heftigen Ausdrücken, daß er Ilse liebe und sie zu seiner Frau verlange.“

Dem Professor erstarrte ein Ruf der Verwunderung im Munde. Sein Gegner schien denn doch ein muthiger Mann zu sein, und er ahnte, daß er noch blutige Kämpfe mit ihm auszusechten habe. Das beklemmte sein Herz, das jedem offenen, schlichten Wesen feind war, und ließ ihn nach einer Stütze suchen, die er in Frau Thal zu finden hoffte. Er antwortete:

„Also so weit geht seine Frechheit? Dann ist es die höchste Zeit, daß ich Ilse für immer zu der Meinigen mache. Meinen Sie nicht auch, Frau Mutter?“

Die Frau Pastor hatte gefürchtet, der Professor werde in sittlicher Entrüstung Ilse's Hand zurückweisen und ihr so ein Schwiegersohn verloren gehen, der in ihrer Achtung sehr hoch stand. Als sie diese Befürchtung als vollständig unbegründet erkannte, erbebte ihr frommes Herz in mütterlichem Entzücken und rasch erwiderte sie:

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, lieber Sohn. An Ihrem starken Herzen wird sich meine gefal-

lene Tochter wieder emporheben und an Ihnen wird sie stets eine sichere Stütze haben. Und sollte sich, nachdem Ilse am Altare die Ihrige geworden, sich wiederum der Verführer nahen, so sind Sie ganz der Mann, ihn in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Auch wird Ilse, wenn sie ein Jahr an Ihrer Seite gelebt und erkannt hat, welche edle Seele in Ihnen ruht, das begangene Unrecht wieder gut zu machen suchen und Ihnen ein treues, liebendes Weib werden. O," setzte sie schwärmerisch hinzu, „ich sehe Sie Beide schon in traulicher Häuslichkeit, Ilse arbeitend an Ihrer Seite, und Sie das geliebte Weib mit dem Arme umschlingend. Glück auf."

Der Professor verzog keine Miene bei den Worten der Wittwe; nur bisweilen nickte er beistimmend mit dem Haupte. Da fiel ihm noch etwas ein, was ihm centnerschwer auf dem Herzen lag, Heinrich Rüstig. Ein Gedanke an Rache stieg in dem Herzen des Feiglings gar nicht auf, aber er glaubte, wenn er die Sache stillschweigend der Vergessenheit überlieferte, würde die Wittwe ihn für wenig ehrliebend halten, und vielleicht ihre günstige Gesinnung in etwas ändern. Um so erwünschter kam es ihm, als die Wittwe begann:

„Was den Menschen, den Rüstig betrifft, so glaube ich, es ist am besten, wenn wir ihn vollständig ignoriren.“

„Aber,“ fuhr der Professor, als er diese Meinung der Frau Pastor hörte, auf, „soll der Schänder meiner Ehre ungestraft von dannen ziehen? Nimmermehr!“ und er ballte seine Faust.

Frau Thal, die einen solchen Ausbruch sittlicher Entrüstung noch nie an ihrem Freunde bemerkt hatte, erschrak heftig, und fühlte sich doch wieder wohlthuend berührt von dem Muth der Desselben. Sie antwortete:

„Nur keine Uebereilung, lieber Sohn, nur keine That, die Sie bei ruhiger Besinnung bereuen müßten! Wenn Sie Ilse in Kurzem heirathen, ist das der Welt nicht Beweis genug, daß Alles zwischen Ilse und Rüstig beendet?“

„Gewiß! und es ist auch besser, wenn ich jeden Gedanken unchristlicher Rache fallen lasse. Ich werde es machen, wie unser göttlicher Heiland, der sterbend am Kreuze seinen Peinigern vergab. Wo ist meine Braut?“

„Sie ist ein wenig krank. Doch kommen Sie, ich will Sie zu ihr führen.“

Aber der Professor sträubte sich. Er bangte, in die reinen, unschuldigen Augen eines Wesens

zu sehen, daß er in das tiefste Unglück gestürzt. Aber in diesem Punkte war ihm die Schwiegermutter nicht zu Willen. Sie ergriff ihn am Arme und zog ihn zu Ilse's Zimmer.

An Ilse's Bette saß die tiefbekümmerte Frau Hasberg. Sie war auf die erste Nachricht von Ilse's Krankheit an ihr Bett geeilt und versuchte nun das junge Mädchen mit liebevollen Worten zu trösten. Aber Ilse schüttelte stets mit mattem Lächeln den Kopf und setzte den glückverkündenden Worten ihrer mütterlichen Freundin nur Unglauben entgegen.

„Warum denn verzweifeln, liebe Ilse? Halten Sie den Kopf hoch, Alles wird noch gut gehen. Heinrich ist nicht der Mann, der seine Geliebte im Stiche läßt. Er wird alle Hindernisse aus dem Wege räumen.“

„Wenn die Hindernisse nicht zu mächtig sind für ihn?“

„Sie sind es nicht, wenn Sie treu und muthig zu ihm stehen.“

„Ich muthig! Ich fühle ja, wie der Tod sich naht! Die Glieder ermatten und sterben schon ab.“

„Wie Sie sprechen, Ilse! O, es stirbt sich nicht so leicht! Sie sind nicht krank, aber Sie

sind traurig und deshalb meinen Sie, Ihr Körper versage seine Dienste! Schauen Sie hoffnungsvoll in die Zukunft und Sie werden sich gesund fühlen. Doch um auf Heinrich zurück zu kommen, weshalb wären dann die Hindernisse übermächtig? Wer hindert ihn? Ihre Mutter und Ihr Verlobter. Ich kenne den letztern, er ist ein Pygmäe gegen Heinrich, es wird ihm ein Leichtes sein, ihn zu bekämpfen."

Auf Ilse's Antlitz zuckte es schmerzlich, als sie erwiderte:

„O, Sie meinen es gut, Frau Doctor! aber ich weiß es zu wohl, daß Sie selbst an dem Erfolg unserer Kämpfe verzweifeln. Freilich ist Herr Baumann ein Pygmäe gegen Heinrich, aber er ist ein Riese, wo es sich um andere, als geistige Angelegenheiten handelt. Da verbindet er Schlaueit mit Frechheit, Heuchelei mit Lücke, und dann ist er der Günstling meiner Mutter, und was meine Mutter will, wird nimmer vergessen. Nein,“ rief sie erregt, „Alles ist vergebens, wir ringen mit dem Unmöglichen, wir werden nimmer siegen! Armer Heinrich! Du warest der einzige Lichtpunkt in meinem kummerdüstern Leben und nun erlischest auch Du vor meinen sehnennden Augen! Auch Dir muß ich

entsagen, wie ich so Vielein entsagt, der Freude und dem Glücke der Jugend! O, liebe Freundin, mein Leben war ein Leben der Qual, und öfter habe ich mir gewünscht, nicht geboren zu sein. Es war ein Leben des Grams und der Ent-sagung, und bald, ja bald ist es zu Ende! Dann hat die arme gepeinigte Seele endlich Ruhe! O, ich sehne mich nach dem ewigen Vergessen des Grabes, da finde ich die Ruhe, die mir das Leben nicht bot."

Die Dame am Bette war tief gerührt. Ja, sie sah es dem geisterbleichen Gesichte Ilse's an, daß ihre Lebensstunden gezählt waren.

Sie fühlte inniges Mitleiden mit dem jungen Mädchen, aber es war ihr unmöglich, es in Worten auszudrücken. Sie faßte schweigend Ilse's feine bleiche Hand und drückte sie herzlich. Schweigend erwiderte Ilse den Druck der weichen Hand und lächelte der Freundin trübe entgegen.

Da ließ sich das Geräusch von Schritten vernehmen und herein traten Ilse's Mutter und der Professor. Ilse's Gesicht veränderte sich nicht im Geringsten, ihrer Mutter streckte sie die Hand entgegen und wartete auf die Annäherung des Andern.

Frau Hasberg, die wohl ahnte, was kommen werde, empfahl sich der Mutter und dem Professor, nahm herzlichen Abschied von Ilse; baldige Wiederkehr versprechend.

Ilse blickte vor sich hin, als wenn außer ihr Niemand im Zimmer wäre. Die Mutter trat an ihr Bett und sagte im weichsten Tone: „Ilse, Herr Baumann, Dein Verlobter, ist hier!“

„Nicht mein Verlobter, Mutter, Du weißt ja, daß ich ihm nie gehören kann.“

Herr Baumann, ohne auf diese Worte zu achten, trat an das Bett und ergriff Ilse's Hand, die sie ihm aber mit einer Gebärde des Abscheus entriß. Herr Baumann, sich zu Häupten des Bettes stellend, so daß er nicht in Ilse's strafende Augen zu blicken brauchte, sagte:

„Ich komme als Bote der Versöhnung, Ilse, nicht als Bote des Gerichtes. Ich vergebe Alles; ich vergesse Alles. Ich will Dir nie zum Vorwurf machen, was in meiner Abwesenheit vorgegangen.“

„Ich verlange keine Verzeihung,“ erwiderte Ilse in schneidendem Tone.

„Aber die Zeit wird kommen, wo Du ihrer bedarfst, und die meinige hast Du. Ich verzeihe der Schwäche des Menschenherzens, verzeihe den

Kausch' der Leidenschaft, dem nur zu bald Ernüchterung folgt."

Ilse's Wangen rötheten sich bei den tödtlichen Worten des Professors und mit unwillenbebender Stimme erwiederte sie:

„Nennen Sie das Verzeihung, wenn Sie mir mit gleichnerischen Worten meine Fehler vorwerfen? Ich sage, ich will keine Verzeihung, will sie nicht von Ihnen. Verlassen Sie mich, verlassen Sie dieses Haus, in das Sie namenloses Elend und grenzenlosen Kummer gebracht, gehen Sie, ich vergebe Ihnen, was Sie an mir verschuldet, aber gehen Sie!“

Herr Baumann, erschreckt von den drohenden Mienen der Kranken, wandte sich schon zur Thür, als die Mutter, die mit Mißfallen die so wenig muthige Haltung des Professors bemerkte, ihn zurückhielt und mit ihm an Ilse's Bett zurück trat.

„Ruhig, Ilse, das ist nicht die Art, wie man mit seinem Verlobten spricht. Laß Deine tollen Phantasien fahren, sie werden sich doch nie verwirklichen. Sobald Du genesen bist, was hoffentlich,“ sie sprach das Wort mit großem Nachdruck, „bald geschehen wird, werden wir Alles zur Hochzeit vorbereiten.“

Ilse hörte Alles theilnahmslos an. Sie fühlte ja, daß sie nimmer den Tag sehen würde, an dem sie dem Verhafteten die Hand reichen sollte. Verhaft! Ja, er war es ihr jetzt geworden, wo er mit gleichnerisch-mildem Gesicht vor sie getreten war, und ihr in so bitteren Worten ihre Fehler vorwarf! Er war schlecht, er wagte es ja nicht einmal, ihr offen in's Auge zu blicken! Nein, er war nicht einmal ihres Hasses würdig, sie mußte ihn verachten. Und ihm, den sie verachtete, sollte sie Treue schwören, ihm als Weib folgen? O nein! Eher würde diese Hand sich selbst den Todespfeil in's Herz stoßen!

Dreizehntes Kapitel.

Heinrich wurde bei dem Professor nicht vorgelassen und erfuhr auch kein Wort von Ilse. Die einzige Person, die ihm über seine Geliebte etwas erzählen konnte, war Frau Hasberg, und sie that es so gern. Sie war die Vermittlerin zwischen den Liebenden, brachte an Ilse Heinrich's Grüße, und versicherte Heinrich von Ilse's Treue. Heinrich litt in diesen Tagen entseßlich. Die Zusprüche Arthur's, der Trost der Frau Hasberg, nichts vermochte ihn seinem Gramme zu entreißen. Und um so tiefer fühlte er sein Leid, als er keinen Schritt thun konnte, es zu lindern, als seine Hände gebunden waren. Es war Alles vergebens gewesen; der Professor war abgereist, ohne sich in der Stadt blicken zu lassen; das Haus seiner Geliebten war ihm verschlossen, und die Nachrichten, die er aus Frau Hasberg's

Münbe von ihr erhielt, waren durchaus nicht tröstlich.

Ilse war körperlich und geistig gebrochen. Sie lag stets ruhig auf dem Bette und setzte Allem, was um sie vorging, vollständige Gleichgültigkeit entgegen. Nur wenn ihre Mutter von dem Professor sprach, pflegte sie zu antworten:

„Mutter, verbittere mir die letzten Tage meines Lebens nicht. Ich sterbe ja doch bald.“

Und zu Frau Hasberg, die sie täglich besuchte, sagte sie:

„Ich bin jetzt so ruhig, als hätte ich schon den letzten Rest des Erdenschmuges von mir abgeschüttelt. Ich denke an das, was ich erlebt, wie etwas längst Vergessenen; ich denke an Heinrich, wie man an einen lieben Toten denkt, ich denke meiner Liebe, wie der seligsten Zeit meines kurzen Lebens.“

Als Frau Hasberg ihre Verwunderung aussprach, daß Ilse ihrem Tode so ruhig und gefaßt entgegen sähe, erwiederte diese:

„Ich habe schon so Vielem entsagt in meinem Leben, warum nicht auch dem Leben selbst? Was böte mir die Zukunft, selbst wenn ich noch länger lebte? Es wäre das nur die Fortsetzung dieses elenden, schmerzlichen Hinsiehens, wie es

mein bisheriges Dasein war. Ich verlange nicht danach. Freilich, die Aussicht, an Heinrich's Seite leben zu können, war mir von überwältigender Seligkeit, aber ich habe erkannt, daß das eine überspannte Hoffnung war, und ich habe ihr entsagt. Nun ist nichts mehr, was mich an die Erde fesselt."

„Aber Heinrich? bekümmert Sie sein Loos nicht? Er muß weiter leben und leiden!“

„Heinrich! Ach hätte ich ihn nie gesehen! Dann lebte er jetzt glücklich! Auch Heinrich's Zukunft ist eine trostlose. Er ist, soweit ich es erkennen kann, auf dem Irrwege, er leugnet, was feststeht in alle Ewigkeit. Aber Heinrich ist edel, er wird nicht untergehen. Dieser herrliche Geist wird nicht in der Nacht des Irrthums verkümmern. Und Heinrich kämpft ja für seine Ueberzeugung, und darum ist sein Irrthum kein Fehler und darum wird er nimmer unglücklich sein bis an's Ende.“

Aber Ilse's Leiden besserte sich. Sie konnte wieder aufstehen und ihrer Mutter bei der Arbeit helfen. Diese dachte nun wieder an ihren Heirathsplan und setzte den Professor davon in Kenntniß. Dieser eilte herüber und machte die nöthigen Vorbereitungen. Ilse wurde angekün-

bigt, daß die Trauung in drei Wochen vor sich gehen werde. Sie nahm diese Nachricht mit Lächeln auf.

Heinrich irrte wie wahnsinnig umher. Es waren nun zwei Monate, daß er Ilse nicht gesehen, nicht gesprochen hatte. Und wie sehnte er sich, in ihre lieben treuen Augen zu schauen, ihre liebliche, mittheinflößende Stimme zu hören! Dazu kam noch die Nachricht von der bevorstehenden Hochzeit Ilse's, Gründe genug, sein Herz bis auf's Höchste zu erregen. Aber es war ihm nicht möglich, seinen Schmerz länger zu bekämpfen. Eines Abends ging er in der Dämmerung zu Ilse's Hause, stieg über die niedrige Gartenmauer und stand bald unter Ilse's Fenster. Lange stand er, ohne einen Laut aus dem geöffneten Fenster zu vernehmen. Hoch oben am Himmel blickten die Sterne und ruhig zog der Mond hinter einem Wolkenschleier seine Bahn. Von der rechten Seite des Gartens ertönte das lauschige Rauschen des Baches und eine Drossel schmetterte aus voller Brust ein Liedchen hinaus.

Da hörte Heinrich das Knarren einer Thür. Schnell trat er unter einen Baum und beobachtete mit scharfem Auge das Fenster. Eine

Gestalt trat heran und lehnte sich schweigend an den Fensterrahm. Der Mond, dessen Licht eben die Wolkenhülle durchbrach, zeigte Heinrich's gierigem Auge Ilse's geisterbleiche Züge, auf denen schon ein Abglanz des ewigen Friedens zu ruhen schien. Sie blickte träumerisch in die Höhe und murmelte leise Worte hinaus.

„Ilse!“ rief Heinrich leise in innigem Tone.

Mit einem verklärenden Lächeln blickte Ilse nach der Richtung, woher der Ton gekommen.

„Ilse!“ erscholl es noch einmal, und Heinrich, aus dem Schatten des Baumes auftauchend, stand vor dem Fenster und bedeckte Ilse's Hände mit heißen Küssen.

„Kommst Du, um Abschied zu nehmen, Heinrich, Abschied für immer? Warte ich komme hinab zu Dir.“

Sie verschwand vom Fenster und gleich darauf öffnete sich die Hofthür und Ilse schwebte in den Garten. Heinrich umfing die Leichtgekleidete, und führte sie auf eine Bank im Hintergrunde des Gartens.

„Aber, Ilse, wie leicht Du gekleidet bist! Du wirst Dich erkälten!“

Aber Ilse lachte halblaut und erwiederte, sich an Heinrich schmiegend:

„Das fürchte ich nicht mehr, mein Heinrich, es ist ja doch Alles vorbei. Sieh' mir nur einmal in's Gesicht, ob nicht der Tod meine Stirn schon gezeichnet!“

Heinrich blickte aufmerksam in ihre Augen und bittere Schmerzen durchwühlten sein Herz. So glänzten nicht die Augen eines Lebenden, so durchsichtig erschien nicht die Haut eines Gesunden, eine solche Ruhe lag nicht auf den Zügen eines Erdenpilgers — das war der Tod, der ihre Züge so eifrig, erstarrend angehaucht.

„Nicht wahr, Du findest es, ich gehöre nicht mehr zu den Lebenden? Ich werde bald frei sein von den Fesseln des Lebens!“

„O Schweige, Ilse, Schweige!“ rief Heinrich in überwallendem Schmerz, „Du zermarterst meine Seele!“

„Warum soll ich nicht von meinem Befreier, dem Tode, sprechen? Mir ist er ein lieber Gedanke, ist mir willkommen, wie ein lang abwesender Freund!“

„Und ich, ich werde allein waten müssen, allein durch den Sumpf des Daseins, werde allein leben müssen in einer Welt, der ich bis zum Ekel überdrüssig bin. Laß uns sterben, ich sterbe mit Dir, Arm in Arm! Hörst Du nicht das

einladende Rauschen des Flusses? Schallt es nicht wie Schwanengesang in Dein Ohr? Laß uns sterben! Wir konnten nicht vereint sein im Leben, laß uns vereint sein im Tode."

Und wie wahn sinnig umschlang er Ilse, und zog sie zum Flusse hin.

„Nein, Heinrich, laß uns nicht vorgreifen dem Schöpfer! Du mußt leben.“

„Ein Leben der Qual! Nein, ich will sterben.“

„Du darfst nicht sterben! Sind Dir vergessen die Pläne, die Du machtest zum Heil der Menschheit? Hast Du das Ziel aus den Augen verloren, das Du Dir in den Tagen des Muthes gesetzt? Du mußt noch arbeiten, mein Heinrich, Du hast Dein Ziel noch nicht erreicht. Du wirst frei sein auf der Welt, denn Dich bindet nichts, Du wirst stark sein, denn Du hast die Fülle der Leiden gekostet; Du wirst mächtig sein, wenn Du Dich überwinden kannst, weiter zu schöpfen am Borne des Daseins. Ich werde bei Dir sein, ich werde mit Dir kämpfen und Dich schützen; ich werde Dich umschweben im Gewoge des Kampfes, werde Dich trösten, wenn Du verwundet, aber als Sieger das Schlachtfeld verläßt.“

„Ihse, Ihse, ich ertrage es nicht!“

„Du mußt es! Doch laß uns Abschied nehmen, Heinrich! Nimm Abschied von Deiner Braut, die dem Tode entgegengeht. Ich fühle ihn nahen, wenige Tage noch und ich bin todt. Ha! Ich soll Hochzeit machen und nun kommt der Tod und holt das Bräutchen! Ist das nicht lustig? Ist es nicht schön, des Todes Braut zu sein? O, ich weiß es, er bleibt nicht aus, eine Stimme sagt mir, er kommt und befreit Dich, dann geht es im Sturm hinaus und hoch oben will ich lachen über die Erdenwürmer. Gute Nacht, Liebster, gute Nacht.“

Und hastig umschlang sie ihn, riß sich aus den sie umwindenden Armen Heinrich's los und eilte in das Haus zurück.

Heinrich stand wie besinnungslos. Er wußte nicht, was ihm geschehen. Das Blut kochte in seinen Adern, siedendheiß glühte sein Kopf und unwillkürlich ballten sich seine Hände.

Da rauschte es in den Zweigen neben ihm und eine Gestalt eilte dem Hause zu. Ein Schrei des Triumphes entrang sich Heinrich's Brust, er eilte ihr nach und erfaßte sie. Es war Baumann. Mit schlotternden Beinen stand der Glende vor Heinrich, in dessen Augen das Feuer

des Wahnsinns glühte. Er sank auf die Knie nieder und erhob flehend die Hände zu Heinrich empor. Dieser lachte wild und zog ihn in das Gebüsch.

Der Professor wimmerte leise und wand sich vor Heinrich wie ein Wurm im Staube!

„Gnade! Gnade!“

„Ha! heulst Du um Gnade? Ha, Bursche, weißt Du nicht, daß es für Das, was Du gethan, keine Gnade giebt? Weißt Du nicht, daß Du mich tödtlich beleidigt? Und daß nur der Tod die Beleidigung rächen kann? Hörst Du das Tosen des Wassers? Ein Stoß vom Ufer und Du bist unrettbar verloren!“

„Lassen Sie mich leben! Ich verzichte auf Ilse.“

„Glender! Ilse wird weder die Meine noch die Deine und Du willst sie verkaufen um das Bißchen Leben? Es könnte Dir nichts helfen, wenn ich Dich tödten wollte. Aber ich will es nicht, Du bist zu erbärmlich für den Tod. Nein, lebe, Glender, lebe! Gehe und übe Deine Bubenstücke weiter aus...“

Der Professor hatte sich erhoben bei diesen Worten und blickte zitternd vor sich nieder. Plötzlich wandte er sich und mit einem unge-

heuren Sprunge setzte er über die Mauer hinweg und floh unaufhaltsam weiter.

Heinrich lachte höhniſch und folgte ihm langſam nach, den Weg zum Walbe einſchlagend. Er irrte hier während der Nacht umher und kehrte erſt am Morgen in ſeine Wohnung zurück.

Der Morgen des folgenden Tages war wunderſchön. In mächtigen Wogen ſtrömte das Licht in Ilſe's Zimmer und gab Allem einen feſtlichen Anſtrich. Ilſe hatte ſich aus ihrem Bette nicht wieder erhoben. Sie lag, wie früher, ganz ruhig, die mageren Hände auf der Decke gefaltet. Ihre Augen ruhten ſtarr auf dem Bilde ihrer Tante und manchmal zog ein ſeliges Lächeln über das abgemagerte Geſicht. Es war der letzte Strahl der untergehenden Lebensſonne, der auf Ilſe's Antliß zitterte. Frau Haſberg ſaß allein am Bette und betrachtete ſorgenvoll die lächelnde Ilſe.

„Es geht zu Ende,“ murmelte ſie. „Es wird ein leichter Tod ſein.“

„Haben Sie meine Tante gekannt, Frau Doctor?“ fragte Ilſe plötzlich.

„Nein, Kind! Warum?“

„O, es war eine ſo liebe alte Dame. Ich war als Kind faſt jeden Tag bei ihr und

wurde fast verhätschelt von ihr. Sie war so gut, und ließ mir allen Willen; es war eine gute Frau, es ist doch schade, daß Sie sie nicht gekannt haben."

"Wie kommen Sie auf solche Gedanken, Ilse?"

"O ich habe so ein seltsames Gefühl, als stände ich am Ziele einer weiten Reise, als stände ich auf dem Gipfel eines hohen Berges, den ich mit Mühe und Gefahr erstiegen. Jetzt, wo ich auf dem Gipfel sitze, kann ich Alles so gut überschauen. Ich sehe jeden Weg, den ich gemacht, ich sehe manchen gefährlichen Pfad, den ich gegangen, und den ich, wäre ich nicht so eilig gewesen, leicht mit einem bequemeren hätte vertauschen können. Ich sehe auch jetzt, daß ich manchmal in Gefahr war, in einen Abgrund zu stürzen, aber ein guter Engel hielt mich zurück. Und überall auf dem Wege habe ich eine Blume gesucht, aber sie nicht gefunden, bis ich fast den Gipfel erstiegen, und nun, wo ich sie brechen will, weicht sie vor meinen Händen zurück. Der Weg war umsonst. Ich bin umsonst auf Dornen gewandelt und habe umsonst so manchen Abgrund überstiegen. Aber es ist Alles zu Ende."

Sie streckte der Freundin die Hand entgegen

und lächelte noch einmal innig; dann ging ein convulsivisches Zucken durch ihre Glieder, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch — ein Blutstrom stürzte aus dem bleichen Munde. Ihr Kopf wandte sich schmerzlich auf die rechte Seite, noch eine Handbewegung und sie hatte ausgelitten.

Frau Hasberg konnte nur mit Mühe ihre Aufregung bemeistern, so sehr hatte der Tod ihrer jungen Freundin sie berührt.

Eine Dienerin trat ein und sah mit Entsetzen die blutige Leiche. Ihr Schrei rief die Mutter und den Professor herbei. Beide standen sprachlos. Als Frau Hasberg die beiden Eintretenden bemerkte, heftete sie einen Blick tiefster Verachtung auf sie und sagte, mit der Hand auf Ilse's Leiche weisend: „Sehet, das ist Euer Werk, freut Euch Eures Erfolges.“ Damit ging sie hinaus.

Bierzehntes Kapitel.

Für Herrn Baumann hatte Ilse's Tod keine weiteren Folgen, als daß ihn Frau Thal als ihren Universalerben einsetzte, und schon jetzt zum größten Theile einräumte. Nach zwei Jahren führte Herr Baumann auch ein junges Mädchen heim und zwar, wie er sich gegen Frau Thal ausdrückte, um ihrer Ähnlichkeit mit Ilse wegen. Frau Thal billigte diese Pietät gegen ihre verstorbene Tochter höchlichst und that Herrn Baumann denn auch den Gefallen, in den Himmel abzureisen. Ihr Erbe aber lebt glücklich noch zu dieser Stunde.

Heinrich hörte mit Fassung die Nachricht von Ilse's Tode. Er hatte ja längst entsagt, und sie war ja jetzt am besten daran, im Grabe schweigt ja jeder leidenschaftliche Schlag des Herzens und die stürmischen Wellen hören für immer auf zu

tosen. Jetzt stand Heinrich frei in der Welt, es band ihn keine Rücksicht mehr. Er hatte die Rechnung abgeschlossen mit seinen Herzensneigungen und Begierden; er hatte in jedem Winkel seiner Seele Hausfuchung gehalten nach irdischen Leidenschaften und keine mehr gefunden. Nun sollte sein ganzes Thun und Streben der Wahrheit gewidmet sein, der Wahrheit und dem Wohl seiner Nächsten.

Und er arbeitete mächtig im Dienste der Wahrheit. Mit der niederschmetternden Gewalt der Worte traf er die Lüge und die Heuchelei, die Anmaßung der Hohen, die in den Niederen nur ihre Sklaven sahen; er kämpfte für das Volk, dessen Elend er kennen gelernt hatte. Aber nicht suchte er eine Verbesserung seiner Lage in der Verbesserung seiner materiellen Mittel, sondern in der Bildung des Geistes. Er wollte den Arbeiter, der bisher ein dunkles vegetirendes Leben geführt, befreien aus den Ketten, die ihn gefesselt hielten. Mit Wort und That verkündete er in begeisterten Worten das Evangelium von der befreienden Macht des Wissens und Beifall belohnte ihn von Seiten des Belehrteten — Haß verfolgte ihn von der andern

Seite, die in ihm einen gefährlichen Volksaufklärer sah.

Heinrich sehnte sich indeß nach einer Thätigkeit, die ihn mitten in den Strudel der kirchlichen und socialen Bewegung trüge. Er sah ein, daß die journalistische Laufbahn der einzige Weg zu diesem Ziele sei, und Arthur sagte:

„Du hast ja auch alle Fähigkeiten, alle Mittel, um erfolgreich auf die Menge und die leitenden Persönlichkeiten einzuwirken. Es fehlt Dir weder an Kraft der Rede noch an der dazu erforderlichen Charakterstärke. Es sind jetzt solche Männer nöthig; Alles schwankt von einer Seite zur andern und sucht einen Leitstern. Du meinst, es sei eine solche Stellung schwer zu erringen? Durchaus nicht. Wenn Dir auch momentan kein Posten offen steht, so kannst Du Dir ja selbst ein Organ gründen, ja Du mußt es sogar, wenn Du frei stehen willst, frei nach allen Seiten. Du mußt ein Blatt zu Deinem Eigenthum machen.“

Heinrich stimmte dem vollkommen bei, aber er zögerte noch immer, die nöthigen Schritte zu thun. Da trat ein Ereigniß ein, das ihn auf einmal über alle Bedenklichkeiten hinweg hob: die Rückkehr seines Freundes Vincentius.

Nachdem die Freude des Wiedersehens einer ruhigen Besinnung gewichen war, ergriff Vincentius das Wort, um seine Erlebnisse zu erzählen:

„Ich wurde eines Tages in's Refectorium gerufen, wo ich den Guardian und sämtliche Patres versammelt fand. Man klagte mich des Atheismus an und mir fiel es gewiß nicht ein, die Anklage zu widerlegen. Im Gegentheil bekräftigte ich Alles noch einmal mit festen Worten. Ich wurde in meine Zelle zurückgeführt, damit ich, wie mir der Wächter anempfahl, über die Schwere meiner Sünden nachdächte. Das that ich denn auch, doch fand ich, daß ich mich nie ruhiger und leichter gefühlt, als jetzt. Ich blieb acht Tage Gefangener, jeden Morgen erschien der Guardian in meiner Zelle, um mir eine eindringliche Rede zu halten. Ich muß Dir gestehen, daß mir die Sophistik dieses Mannes eine lebhaftere Bewunderung einflößte. Nicht nur verrieth er mit keiner Miene, daß er die Wahrheit seiner Worte selbst nicht glaube; nicht nur wußte er in seine Worte einen täuschenden Schein christlicher Milde und Demuth zu legen, sondern er verstand es auch, mit so schlagfertiger Dialektik meinen Einwänden zu be-

gegenen, daß ich, wenn ich nicht so sehr überzeugt gewesen wäre, mich wohl zu seinem Glauben bekehrt hätte. Das nicht allein, es wurden auch jeden Morgen Bittgänge durch die Hallen des Klosters veranstaltet, in denen man, wie ich in meiner Zelle hörte, für das Heil meiner Seele betete.

„Wie ist es möglich!“ rief ich eines Morgens, als man eben wieder eine Vitanei für mich absang, „wie ist es möglich, daß Menschen einen solchen Grad der Heuchelei und der Servilität erringen können, daß sie wie Schafe dem Stabe des Guardians folgen! Daß Alle ihre wahre Gesinnung unterdrücken und schmähen, wie ihr Oberer es vormacht! Ha, ha! Man wird immer klüger und kann nimmer das Gebiet der Lüge ganz durchmessen.“

Nach Ablauf von acht Tagen traf der Ordensgeneral ein. Nochmals versammelten sich die Patres im Refectorium und nochmals wurde ich vorgeladen. Diesmal führte der General den Vorsitz, an seiner Seite saß, die Stirne runzelnd, der Guardian. Aber milde sah der General auf mich herab, als wollte er mich bitten ihm den Urtheilspruch zu ersparen. Auf den Gesichtern der jüngeren Priester sah ich die ängstliche Er-

wartung, auf den Gesichtern der Älteren finsternen Ernst. Ich stand furchtlos, denn was auch kommen mochte, ich war mir keines Fehlers bewußt. Und wenn man mich verurtheilte — nun, meine Tage waren doch gezählt, und ich war ein Märtyrer der Wahrheit.

Ein eigentliches Verhör hatte ich nicht zu bestehen, denn die Verbrechen, deren ich angeklagt war, lagen ja offenkundig vor Aller Augen. Der Ordensgeneral schien mir tief bewegt und seine Worte, in unbeschreiblich sanftem Tone gesprochen, verfehlten nicht, einen tiefen Eindruck auf mich zu machen.

„Vincentius,“ sagte er, „es berührt mich schmerzlich, Dich als Angeklagten vor mir stehen zu sehen. Ich habe Dich bislang als einen der besten Menschen gekannt, und es ist mir ein bitterer Gedanke, meine Meinung ändern zu müssen. Aber wer nicht an Gott glaubt, wem die Gebote unserer heiligsten Religion nichts gelten, dem fehlt der Halt, der ihm eine Stütze ist in Tagen des Schwankens und Zweifels. Da kann der Gläubige sein Herz auf Gott richten und dort findet er Trost und Hülfe, Muth und Stütze. Wer auf Gott vertraut, den werden die Stürme des Zweifels nicht wie ein schwaches Rohr

blegen können. O ich weiß es, wie gern das Herz des Menschen sich dem Zweifel hingiebt! Wie gern will er über die Grenzen hinaus, die eine weise Vorsehung ihm setzte, wie gern will er sich mächtiger fühlen, als das geoffenbarte Wort. Aber es giebt keine Wahrheit, als die Offenbarung. Der menschliche Verstand, der eigenwillig seinen eigenen Weg gehen will, wird von den Schlingpflanzen des Zweifels festgehalten, verwirrt und kläglich zu Grunde gerichtet. So, Vincentius, war Dein Weg. Du hast ein gutes Herz, Du bist edel, wir Alle haben Beweise davon, aber der Weg, den Du jetzt eingeschlagen, ist ein falscher, er führt in's Verderben. Gehe in Dich, Vincentius, lehre zurück, noch ist es Zeit. Rette Dein Seelenheil."

Ich gab eine Antwort, wie sie auf solch eine edle Ermahnung sich gebührte. Ich setzte ihm auseinander, wie ich auf diesen Weg gekommen, sagte ihm, daß das, was ich glaubte, meine Ueberzeugung sei, und nichts im Stande wäre, sie mir zu rauben. Endlich bewies ich ihm, daß man auch ohne Gott und Gebote sittlich rein leben könne, und daß mir keineswegs der Halt fehle, den er, der General, im Christenthum finde.

Meine Worte schienen Eindruck auf ihn zu machen, denn sein Blick wurde noch milde während meiner langen Rede. Dann ergriff er wehmüthig das Gesetzbuch unseres Ordens und las mit zitternder Stimme mein Urtheil: ewiges Gefängniß.

Es lagerte sich eine ängstliche Stille über die Versammlung, als der General geendet. Dann wurde ein Zeichen gegeben und ich in meine Zelle zurückgeführt. Wie ich zur Thür hinausschritt, sah ich, wie große Thränen in den Augen des Generals perlten.

So war ich denn verurtheilt, bis an mein Lebensende allein zu sein, mit Niemanden zu verkehren, vielleicht nimmer einen Blick zu thun in die weite schöne Welt. Der Gedanke erschien mir bitter, aber ich gewöhnte mich daran, nur die Aussicht, ohne geistige Nahrung das Leben einer Pflanze führen zu müssen — der Gedanke war mir entsetzlich. Und ich faßte den Entschluß, kein Mittel unversucht zu lassen, um mich zu befreien.

Aber die Gelegenheit zeigte sich nicht während der Tage, die ich noch in meinem Kloster verlebte. Ohne Hülfe von Außen oder Innen wäre es überhaupt unmöglich gewesen, und wo

hätte ich eine solche Hülfe finden sollen. Es gab Niemanden im Kloster, den ich einer solchen Aufopferung fähig hielt, und draußen besaß ich einen Freund, den eben die Krankheit festhielt.

Es war an einem Samstag, als Morgens in aller Frühe ein Wagen in den Klosterhof rollte. Man pochte an meine Thür und forderte mich auf zu folgen. Ich war auch sogleich fertig und ging dem voraneilenden Bruder nach. Ich wurde zum Wagen geführt, wo mich zwei fremde Patres empfangen. Als ich hineinstieg, wandte ich mich noch einmal um, und warf einen Blick auf mein altes, so liebgewordenes Gefängniß. Eben war die Sonne aufgegangen und ihr Licht wogte auf dem alten verwitterten Dache, spielte in den Laubgängen umher, wo ich so manche einsame glückliche Stunde verbracht. Es war ein wehmüthiges Gefühl, Heinrich, als ich solchen stummen Abschied nahm, aber man riß mich in den Wagen.

Zwei Tage und eine Nacht dauerte die Fahrt, dann waren wir an Ort und Stelle. Es war ein düsterer, wild-romantischer Ort; das Kloster lag an dem Fuße einer steilen Felsenwand. Zu zwei Seiten des Klosters gähnte der Abgrund, im Rücken war der unersteigliche Fels, nur eine

Seite war vollständig zugänglich, die Thorseite. Schnell hatte ich erkannt, daß Alieinhülfe hier unmdglich sei, aber ich verzagte nicht. Was soll ich Dir nun erzählen, Heinrich, von dem Leben, das ich dort führte? Es war ein einsames Leben in einer düsteren, unterirdischen Zelle, ein Leben ohne Sonnenschein und Waldbesduft, ohne Frühlingsswehen und Vögelsang. Glaube mir, mit Thränen habe ich oft an mein trautes Kloster im Waldgrund zurückgedacht, wo ich der ewig wachsenden, ewig vergehenden Natur so nahe war. Aber ich ergab mich in mein Schicksal und sann auf Befreiung. Ich durchforschte meine geräumige Zelle; sie besaß kein Fenster, keinen Riß; die Thür war mit eisernen Stangen durchzogen und trogte allen Versuchen. In der Thür waren einige Löcher angebracht, vermuthlich Luftlöcher, die mir aber nichts Anderes zeigten, als einen dunklen Gang.

Der Bruder, der mir meine Nahrung brachte, war noch sehr jung, von angenehmen und doch so traurigen Gesichtszügen. Er sprach nimmer ein Wort mit mir, obgleich ich ihn manchmal zum Sprechen zu bringen suchte. Aber ich sah, wie sein großes, ausdrucksvolles Auge häufig forschend auf mir ruhte, und wie er, wenn mein

Blick dem seinigen begegnete, er sich schnell abwandte. Eines Tages sagte ich zu ihm:

„Lieber Bruder, ist es nicht möglich, daß ich einmal hinaus komme in die freie Luft? Ich sehne mich danach, wie ein Kranker nach Genesung.“

Ich sprach diese Worte ohne jede Nebenabsicht, denn ich durstete wirklich nach dem Anblick der Natur. Und der Bruder antwortete mit wohlklingender, fast mädchenhafter Stimme:

„Ich glaube schwerlich, ehrwürdiger Vater.“

Daß der Bruder mich ehrwürdig nannte, überraschte mich, denn eigentlich verdiente ich dies Epitheton nicht mehr. Ich fragte also:

„Heiße ich noch ehrwürdig? Hab' ich den Titel nicht durch mein Urtheil verloren?“

„Das Urtheil kann Euch nicht rauben,“ sagte er, „was Euch von Natur zukommt.“

Er schien noch mehr sagen zu wollen, aber, als wenn er fürchtete, schon zu viel gesagt zu haben, schwieg er plötzlich und ging eilig hinaus.

Ich machte am folgenden Tage wiederum einen Versuch, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, aber es gelang nicht. Immer setzte er meinen Worten dasselbe hartnäckige Stillschweigen ent-

gegen. Und ich muß Dir gestehen, Heinrich, der junge Mann flößte mir ein Interesse ein, wie ich es nie für einen Menschen gefühlt. Wenn ich seine Schritte hörte, war es mir, als nahte mir eine liebe Person; wenn er vor mir stand, und mit den stets gleichen Mienen auf mich nieder schaute, durchdrang mich ein tiefes Gefühl; es war mir, als müßte ich ihn an's Herz drücken und ihm sagen: „Du bist mein, bleibe bei mir.“ Und ich entdeckte in seinem Gesichte Aehnlichkeit mit den Zügen einer lieben Person, deren Andenken mir aus den Tagen der Jugendzeit heilig war.

Eines Abends, als der Bruder den Wasserkrug niedergesetzt, sagte er leise: „Ich komme heute Nacht!“ damit ging er hinaus.

Du kannst Dir denken, lieber Freund, in welche Aufregung mich diese Worte versetzten. Nicht allein hoffte ich Aufklärung über die Person des jungen Mönches zu erhalten, sondern ich glaubte auch ein Mittel zu meiner Befreiung gefunden zu haben.

Der Mönch kam, setzte sich zu mir auf das Lager und begann:

„Ehrwürdiger Vater, wenn Jemand, so scheint Ihr an diesem Orte mit Unrecht zu sitzen. Denn

Eure Mienen haben nicht das Abstoßende, was sich in den Zügen anderer Verbrecher zeigt."

„Ei,“ entgegnete ich, „junger Freund, da könntet Ihr Euch sehr täuschen. Erinnert Euch des Wortes Jesu, und denkt an das gute alte Sprichwort, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt.“

„Nein!“ rief Jener, „ich täusche mich nicht. Ich weiß es, daß Ihr mit Unrecht hier sitzt, wie leider so mancher Andere.“

Ich antwortete lächelnd:

„Ob ich mit Unrecht hier gefangen bin, ist eine offene Frage, die Jeder nach seiner Einsicht beantworten mag. Ich behaupte allerdings, ich säße hier mit Unrecht, aber das behaupte ich nur nach meiner mangelhaften Einsicht.“

„Wollet Ihr mir Eure Geschichte nicht erzählen?“

Und ich begann. Je mehr ich erzählte, desto aufgeregter wurde der junge Mönch an meiner Seite. Manchmal stieß er Laute der Verwunderung, ja, wie mir schien, der Freude aus. Und wie ich ihm einmal so recht tief in die Augen sah, da fand ich — doch Du wirst hören.

Ich hatte geendigt und bat den Mönch, meinem Vertrauen in gleicher Weise zu begegnen. Er erzählte:

„Ich bin geboren in einem der schönsten Städtchen an unserem Flusse, in Thalheim.“

Ich fuhr auf, als Jener diesen Namen nannte, denn an ihn knüpfte sich für mich eine schmerzlichsüße Erinnerung. Jene fuhr fort:

„Meine Mutter war die Tochter eines Kaufmanns; meinen Vater habe ich nie gekannt, denn er hat sich nie genannt und meine Mutter starb eines plötzlichen Todes, der sie verhinderte, mir das Räthsel meines Lebens zu lösen. Ich hatte ihr das Versprechen gegeben, den geistlichen Stand zu erwählen, und deshalb bin ich hier.“

Ich muß Dir, Heinrich, ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, Aufschluß geben über eine Periode meines Lebens, die eine der seligsten meines Lebens war. Ich lebte in meiner Sturm- und Drangperiode eben in jenem Thalheim und lernte dort ein Mädchen kennen, das meinen ganzen Sinn gefangen nahm. Auch sie liebte mich, und wir Beide gaben uns ganz unserer Leidenschaft hin, einer Leidenschaft, die sündhaft war, weil sie nie durch eine Verbindung gefestigt werden konnte. Hindernisse lagen auf beiden Seiten, und ich — ich muß mich anklagen, mir keine Mühe gegeben zu haben, sie aus dem Wege zu räumen. Ich verließ meine Geliebte und sie

wurde die Frau eines reichen Wüßlings. Sie ist bald gestorben, nachdem sie einem Sohne das Leben gegeben, und dieser Sohn war der junge Mönch, der vor mir stand. Es bestand, nachdem Jener geendet, darüber kein Zweifel mehr in mir und ich schloß den jungen Mann freudig in meine Arme.

Laß mich hinwegellen über die ersten Tage des Zusammenseins. Ich fand in Benedict so zu sagen einen Sohn, wie ich ihn mir gewünscht. Und sogleich wurden Pläne gemacht uns zu befreien. Denn daß Benedict im Kloster nicht bleiben könne, lag auf der Hand. Wir beschlossen zusammen zu fliehen.

Wie Benedict unsere Flucht bewerkstelligt, wird er Dir selbst erzählen; genug, Benedict holte mich eine Nacht' aus meiner Zelle, und führte mich ungehindert in den naheliegenden Wald. Dort kleideten wir uns um, und schlugen sodann verschiedene Routen ein. Benedict muß heute Abend hier eintreffen. Aber nun, lieber Freund, erzähle auch, was Du erfahren in dieser langen Zeit."

Vincentius oder, wie er jetzt wieder hieß, Franz von Langenhausen, wurde bei der Erzählung seines Freundes von innigem Mitleiden

ergriffen und doch hob sich sein Geist wieder mächtig, als er sah, wie tapfer Heinrich Alles überstanden.

„Aber nun, welche Pläne hast Du für die Zukunft?“

„Ich hatte vor,“ erwiderte Heinrich, „mir ein Organ für die Bekämpfung meiner Ansichten zu gründen, meine derartigen Schritte sind aber erfolglos geblieben. So bin ich denn bis jetzt bloßer Schriftsteller, hoffe aber auch auf diesem Wege Gutes leisten zu können.“

„Das kann man schließlich in jeder Sphäre, wenn man den Willen hat. Aber, Heinrich, wir begegnen uns hier wunderbar. Auch ich habe den Gedanken, ein Organ zu gründen gegen die clericalen Anmaßungen der Neuzeit, das nicht allein, ein Blatt, welches mit den religiösen und socialen Bewegungen der Gegenwart Schritt hält, so zu sagen, ein Organ des Fortschritts. Sieh, es gährt in aller Welt. In alle Gegenden streckt die unheimliche Internationale ihre Arme, verführt die Arbeiter, indem sie ihnen alles Schöne vorschwindelt und sie so in den Abgrund führt. Diesem entgegen zu treten wäre ein Zweck meines Blattes. Dann aber wären die priesterlichen Anmaßungen zu bekämpfen. Der Priester meint

ja in thörichte Blindheit, jetzt, wo seine Lage hoffnungslos ist, noch die ganze Welt unterjochen zu können. Wir werden ihnen zeigen, daß die Tage ihrer Herrschaft gezählt sind. Endlich sei es ein Organ zur Hebung der Volksbildung. Die Errungenschaften der Wissenschaften müssen in den weitesten Kreisen verbreitet werden; und das zu thun, bist Du am geeignetsten: Du hast eine seltene Gewandtheit des Stils, weißt ihn trefflich der Fassungskraft Deiner Leser anzupassen und bist, was am höchsten zu stellen ist, Deiner Sache vollkommen sicher. Was ist Deine Meinung?"

„Ich bin mit Allem einverstanden, was Sie mir gesagt. Das Einzelne findet sich ja, wenn das Blatt gegründet ist.“

„Segründet! Du sprichst das Wort, als wäre das Gelingen des Werkes nicht zu hoffen. Es ist jedenfalls die pecuniäre Seite der Sache, die Dich beunruhigt?"

„Allerdings.“

„So mach' Dir deshalb keine Sorgen. Ich werde mein Erbe in den nächsten Tagen aufheben, das uns Mittel genug bietet, unser Blatt zu halten. Wir müssen jedoch nach der Residenz überstehlen, meinst Du nicht auch?"

„Das ist jedenfalls der Centralpunkt aller Bewegungen.“

„Gewiß. Und wir werden dort die beste Unterstützung finden. Zweifelhaft bin ich noch, welche Stelle ich Benedict anweise; er ist ein Heißsporn und verachtet alle Ueberlegung. Doch Du mußt ihn erst sehen, dann wird sich das Weitere finden.“

Vincentius schrieb noch am selben Tage einen offenen Brief an den Ordens-General, worin er sich los sagte von der Kirche, und ließ ihn in der gelesensten Zeitung der Hauptstadt abdrucken. Der Brief machte ungeheures Aufsehen und brachte den Namen Franz von Langenhäusen wieder zum alten Glanze. Seine früheren Freunde frohlockten, wenn sich auch Manche durch den schneidend kalten Ton, der durch das ganze Scriptum ging, verletzt fühlten.

Am andern Tage traf Benedict ein, und wurde von Vincentius Heinrich vorgestellt. Heinrich fühlte sich mächtig angezogen von diesem bleichen, düsteren Gesicht, mit den tief liegenden, funkelnden Augen, die trotzig in die Welt schauten. Seine Rede war heftig und manchmal, in der Hitze des Gesprächs, stand er auf und gesticulirte, als wenn er auf der Tribüne stände. Hein-

rich sah mit Bedauern, wie unklar und verworren des Jünglings Gedanken waren, wie sich all' sein Sinnen nur auf eine ungeheure Umwälzung zu richten schien, die ihm die nächste Zukunft zu bringen versprach. Er war von glühendem Haffe gegen alle Obrigkeit erfüllt, freilich nicht aus einem zureichenden Grunde, sondern aus einem unbestimmten Gefühl, das diesem Haffe immer neue Nahrung gab.

Heinrich war glücklich, wieder in seines Lehrers Nähe zu leben und Pläne für die Zukunft zu machen. Beide arbeiteten zusammen und reisten nach einem Vierteljahr in die Hauptstadt ab, um dort ihr Werk zu beginnen.

Jetzt leben die Drei in der Hauptstadt des deutschen Reiches, und wirken mit der Macht des Wortes für die Freiheit des Volkes; für Veredlung der niederen Volksklassen; für Bekämpfung des priesterlichen Hochmuths, der sich noch in den Tagen von Canossa dünkt.

Arthur docirt an der berühmtesten Universität des deutschen Reiches. Aber er, huldigend dem Horazischen *odi profanum vulgus et arceo*, bestrebt sich nur, die Resultate seiner Forschungen

hinzustellen. Es kümmert ihn nicht, ob die Menge ihn versteht, sein Wirken steht über den Parteien.

Und wenn die Zeit eine andere wird, und die Geister von Neuem aufeinanderplagen, dann will ich weiter erzählen von Heinrich's Kämpfen, von Vincentius und Arthur.



Verlag von Hermann Costenoble in Jena:

Junghans, Sophie, Freudvoll und Leidvoll.
Erzählungen. 2 Bde. 8. eleg. broch. 3 Thlr.

Schlägel, Max von, Vom Fels zum Meer.
Erzählungen. 4 Bde. 8. eleg. broch. 4 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Hoefler, Edmund, Kleines Leben. Erzählungen.
3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr.

König, C. A., Verfasser des preisgetrönten Romans:
„Durch Kampf zum Frieden“, Das Kind Bajaz-
30's. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 6 Thlr.

Harry, Herrmann, Von Fall zu Fall. Ten-
denz-Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 6 Thlr.

Melet-Sannum, Frau des Ribizli-Mehemet-Pascha,
Dreißig Jahre im Harem. Autobiographie.
Aus dem Englischen von Marie Saphir.
2 Bde. 8. broch. 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Winterfeld, A. von, Dunkel Sündenbod. Humo-
ristischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Vibra, Ernst Freiherr von, Die neun Sta-
tionen des Herrn von Scherenberg. Ro-
man. 2 Bde. 8. broch. 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Breitinger, S., Amalia. Ein Bild aus den
Schreckenstagen von Buenos-Ayres. Dem Spani-
schen des José Mármol nacherzählt. 3 Bde. 8.
broch. 3 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Jung, Alexander, Darwin. Ein komisch-tragischer
Roman in Briefen an einen Pessimisten. 3 Bde.
8. eleg. broch. 4 $\frac{1}{2}$ Thlr.

Winterfeld, A. von, Alte Zeit oder: Die vier
Töchter des Rittmeister Schimmelmann.
Komischer Soldaten-Roman. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

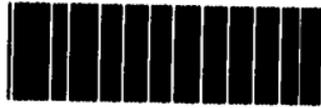
- Ernesti, Luise**, Die Eremitin von St. Cloub. Erzählung. 8. broch. 1½ Thlr.
- Zastrow, Carl**, Mißverständnisse. Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.
- Gerstäder, Friedrich**, In Amerika. Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit. Im Anschluß an „Nach Amerika!“ 3 Bde. 8. broch. 2 Thlr. 25 Sgr.
- König, E. A.**, Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden“, Die Tochter des Franc tireurs. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.
- König, E. A.**, Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden“, Humoresken aus dem Soldatenleben. Dritte, bedeutend vermehrte Auflage. 2 Bde. 8. eleg. broch. 1½ Thlr.
- König, E. A.**, Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden“, Das große Loos. Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 4 Thlr. 15 Sgr.
- Gustow, Karl**, Fritz Ellrodt. Roman. 3 Bde. 8. eleg. broch. 5¾ Thlr.
- Gustow, Karl**, Ein Hollandgang. Zweite Auflage. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise u. Haus XVII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 10 Sgr.
- Bodenstedt, Friedrich**, Das Herrenhaus im Eschenwalde. Ein Roman. (Erzählungen und Romane. 5.—7. Bd.) 8. eleg. broch. 5⅔ Thlr.
- Bodenstedt, Friedrich**, Aus deutschen Gauen. (Erzählungen und Romane. 1. u. 2. Bd.) 8. eleg. broch. 2 Thlr.
- Bodenstedt, Friedrich**, Vom Hofe Elisabeth's und Jakob's. (Erzählungen und Romane. 3. u. 4. Bd.) 8. eleg. broch. 2½ Thlr.

- Bodenstedt, Friedrich**, Kleine Geschichten aus fernem Land. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise u. Haus XVI. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.
- Byr, Robert**, Der Kampf um's Dasein. Roman. Zweite Auflage. 5 Bde. 8. Eleg. broch. 6 Thlr.
- Winterfeld, A. von**, Narren der Liebe. Komischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
- Ernesti, Luise**, Todtes Capital. Roman. 4 Bde. 8. broch. 4 Thlr.
- Ewald, Adolph**, Nach fünfzehn Jahren. Ein Strauß Geschichten. 2 Bde. Zweite Ausgabe. 8. eleg. broch. 3 Thlr.
- Fels, Egon**, Titania. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
- Fels, Egon**, Die Rose von Delhi. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
- Fels, Egon**, Das Geheimniß der vier Tage. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.
- Fels, Egon**, Foreley. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.
- Fischer, Dr. Wilhelm**, Holländische Geschichten. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. (Zeichnen sich durch Feinheit der Beobachtung, gesunden Humor und ein richtiges, zartes, sittliches Gefühl aus.)
- Fricke, W.**, Wat möt, dat möt. Eine lustige Geschichte in nieder-sächsischer Mundart. 2 Bde. 8. eleg. broch. 1½ Thlr.
- Fricke, Dr. Hermann Eduard**, Christian Klebauer und Compagnie. Roman. Zweite Ausgabe. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

- Gerstäder, Friedrich**, Im Effenster. Roman. 4 Bde. 8. broch. 5³/₄ Thlr.
- Gerstäder, Friedrich**, Der Tolle. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XIV. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.
- Gerstäder, Friedrich**, Die Franc tireurs. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus IX. Band.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.
- Gerstäder, Friedrich**, Kriegsbildereines Nachzüglers aus dem deutsch-französischen Kriege. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VIII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.
- Gerstäder, Friedrich**, Nach dem Schiffbruch. Nordaustralische Abenteuer. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VI. Band.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 10 Sgr.
- Gerstäder, Friedrich**, In Mexico. Charakterbild aus den Jahren 1864—1867. 8 Theile in 4 starken Bänden. 8. broch. 6¹/₂ Thlr. (Das Werk schildert das Trauerspiel in Mexico bis zur Erschießung des Kaisers Maximilian durch Verrath Napoleon's und Bazaine's.)
- Gerstäder, Friedrich**, Das Braut des Piraten. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus VII. Band.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.
- Gerstäder, Friedrich**, Die Blauen und Gelben. Venezuelanisches Charakterbild aus der letzten Revolution von 1868. 3 Bde. 8. broch. 4¹/₄ Thlr.
- Gerstäder, Friedrich**, Die Missionäre. Roman aus der Südsee. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

- Gusek, Bernd v.,** Der schlimmste Feind. Historischer Roman. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus V. Band.) Zwei Theile in einem Band. (Mit besonderem Doppeltitel.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr.
- Sid, Georg,** Die Varias der Gesellschaft. Roman. Mit einem Vorwort von Gustav vom See. 3 Bde. 8. broch. 4 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Skind, F.,** Unter dem letzten Welfenkönig. Roman aus der jüngsten Vergangenheit. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.
- Hoefler, Edmund,** Der Demagoge. Ein Zeitroman. 6 Theile. 8. eleg. broch. 8 Thlr.
- Hoefler, Edmund,** Zu Olim's Zeiten. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XV. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.
- Hoefler, Edmund,** Stille Geschichten. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.
- Knorr, Karl,** Märchen und Sagen der nord-amerikanischen Indianer. 8. broch. 1 Thlr. 20 Sgr.
- König, Ewald August,** Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden“, Das Prinzeßchen. Roman. 4 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr.
- König, E. A.,** Die Geheimnisse einer großen Stadt. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.
- König, Ewald August,** Verfasser des preisgekrönten Romans: „Durch Kampf zum Frieden“, Das Kind des Wucherers. Erzählung. (Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus XIII. Bd.) 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag broch. 15 Sgr.

U.C. BERKELEY LIBRARIES



C035548992

